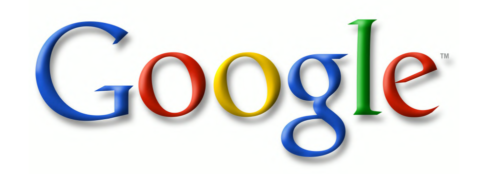
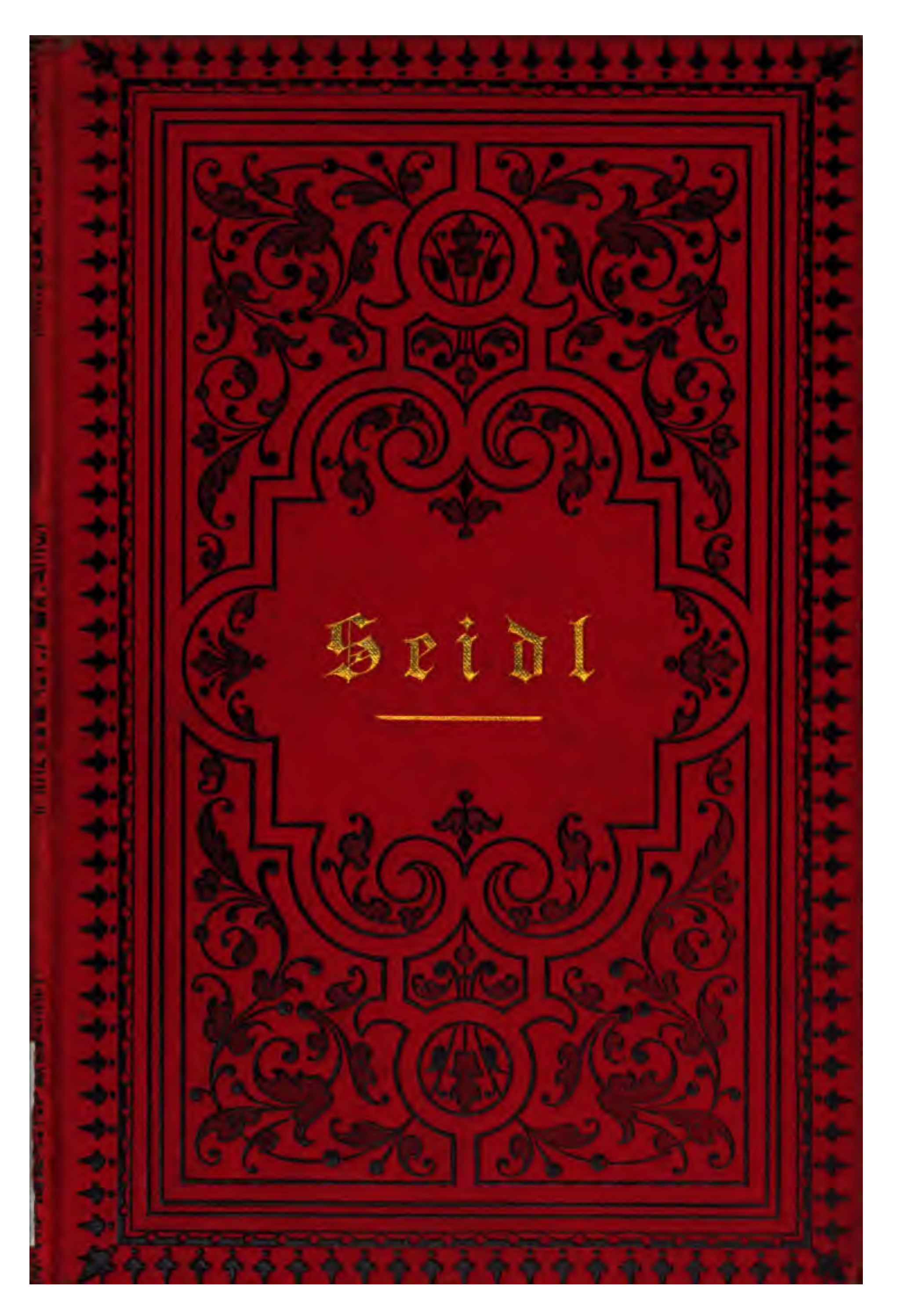
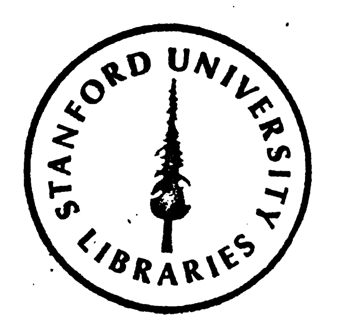
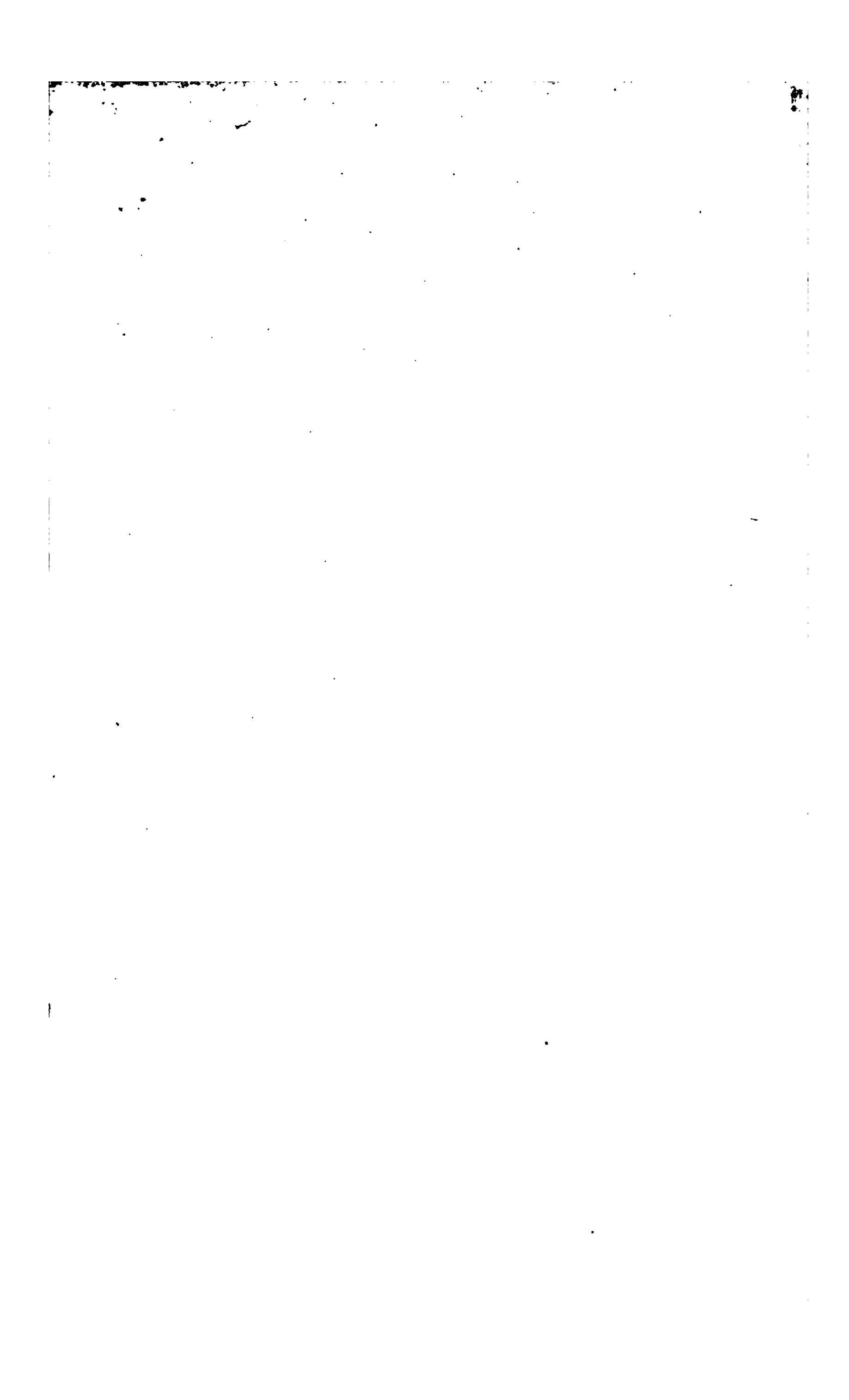



Seidl


BUCHHANDLUNG & ANTIQUARIAT
I. Wollzeile 2
WIEN
I. Wollzeile 2


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Joh. Gabr. Seidl's

gesammelte Schriften.

Herausgegeben

von

Hans Max.

Zweiter Band.

Bifolien.

Wien, 1877.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Bifolien.

Zwei Blätter an einem Stiele
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

„Gut! — Aber wo ist die Blüte?"
Wirft wol ein Kenner mir ein;
Die Blüte soll die Empfindung,
Die d'raus Euch anspricht, sein!

Vorbericht.

Von J. G. Seidl's „Bifolien" sind bisher im Ganzen fünf Auflagen erschienen und zwar: die erste im Jahre 1836, 8⁰ bei J. P. Sollinger in Wien; die zweite, vermehrte 1841, 8⁰ bei Pfautsch & Comp.; die dritte, vermehrte mit des Verfassers Bildniß und Facsimile versehene Auflage im Jahre 1843, 8⁰ ebendaselbst; die vierte und fünfte, gleichfalls mit Porträt und Facsimile 1849 und 1855, 12⁰ bei Pfautsch & Voß. Im Jahre 1866 überging das Verlagseigenthum der „Bifolien" an die Firma Wallishausser (Josef Klemm). Die hier vorliegende, den zweiten Band unserer Gesammtausgabe bildende, Auflage ist sohin der Reihe nach die sechste, und, mit Ausnahme der im Texte nothwendig gewordenen Correcturen, ein sonst unveränderter Abdruck der obgedachten fünften Auflage.

Sämmtliche fünf Auflagen sind weiland Sr. k. Hoheit, dem Erzherzoge Johann Baptist von Oesterreich gewidmet.

Die erste Auflage enthält das nachstehende Widmungsgedicht:

„Wenn Du der Alpen steile Schwindelwand,
Mit sich'rem Fuß und voller Brust besteigest,
Und von der Höh' auf's biedre, schöne Land
Dein mildes, huldverklärtes Auge neigest;
Wenn Du, durch das erhaben, was Du bist,
Durch das erhaben, was Du fühlst, dort stehest,
Und ein bescheid'nes Blümchen wo erspähest,
Das sich, in seiner Schüchternheit, vergißt,
Den kleinen Kelch zu Dir empor zu heben: —
Wirst Du's zertreten, — oder ihm vergeben? —
Nein — Du zertrittst es nicht, — Du hebst es auf,
Beglückst es durch's Gefühl, daß es Dir blühte,
Und sich, in seinem kurzen Lenzeslauf,
Vergebens nicht um deine Gunst bemühte!
Ein stilles Blümchen auf der Alpenwand
Verschmähst Du nicht: — so woll' auch diese Blüten
Durch Deines Auges milden Strahl behüten:
Sie sind doch auch entkeimt dem Alpenland!
Und was, wie Thau, benetzt ihr Blattgetriebe,
Denk', es sind Thränen, frommer Heimatliebe!"

(Cilli, in Untersteier, im Lenzmond 1836.)

Die fünfte Auflage ist mit folgendem Widmungsgedichte eingeleitet:

„Wer an die Höh'n gewöhnt ist, wer von oben,
Wie Du so oft, herabgeblickt in's Thal,
Der weiß, daß während unten Wetter toben,
Der Alpe Gipfel glänzt im Sonnenstrahl.

Was durch Jahrzehnde kommen mocht' und gehen,
Ob schlimm, ob gut, ob stürmisch oder mild,
Es gleicht sich aus, von oben angesehen,
Und unverändert bleibt der Landschaft Bild.

O möchte solchem Eindruck der auch gleichen,
Den dieser Strauß „Bifolien“ auf Dich macht,
Den Dir, als treuer Huld'gung schüchtern Zeichen,
In seinem Lenz ein Dichter dargebracht.

Es ist an ihm auch viel vorbeigegangen,
Viel, wie an Allen, die mit ihm gelebt;
Doch fest an seinem Ideal zu hangen,
Erhob ihn einst, — ist's, was ihn noch erhebt!

D'rum, wenn er jetzt Dir seinen Strauß, vom Strahle
Des Herbstes matter gleich vergoldet, schickt,
Blick' ihn so freundlich an zum fünften Male,
Wie Du zum ersten Mal ihn angeblickt!“

(Wien, am 24. Juni 1855.)

Noch muß hier der Erläuterung erwähnt werden, welche Seidl im Anhange II der zweiten und dritten Auflage der „Bifolien“ zu dem Gedichte: „Die Bestellung“ (in dem vorliegenden Bande siehe: Zweite Lese XI. S. 94) anführt, die jedoch in die fünfte Auflage der „Bifolien“ nicht aufgenommen wurde.

Als sich nämlich im Jänner 1840 auf bisher unbekannte Veranlassung das Gerücht von dem am 21. d. M. erfolgten plötzlichen Tode Seidl's verbreitete und in mehrere Journale, zuletzt auch in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, deren Mitarbeiter der Dichter war, überging, beeilten sich fast alle Redactionen der in- und ausländischen Blätter sowol diese Todesanzeige, als auch den bald darauf erfolgten Widerruf mit herzlichen tiefgefühlten Worten der

ehrendsten Anerkennung zu begleiten. Sogar die Muse feierte nicht, und, außer den theilnahmsvollen Zeilen eines W. Menzel, A. Lewald, R. Heller, Th. Hell u. A., erschienen auch einige gemüthliche Gelegenheitsgedichte von Julie v. Großmann, W. Kilzer, H. v. Schulheim, Sidony u. m. A. Dieses Ereigniß war es also, das Seidl zu dem sinnigen Gedichte „Die Bestellung" begeisterte.

Wien, im December 1876.

H. M.

Erste Lese.

Es hat mich oft schon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was Einer tadelnd verwarf,
Die Anderen rühmend loben.

I.

Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn," so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den lass' ich dir,
„Doch nimm' mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkst dir wol die Erde noch als ein Haus der Lust.
„Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
„Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!"

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht,
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düst'rem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, g'rad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! — zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innere, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!""

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet sein!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?""

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft.

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen unsere Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n. —

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz' ohne Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!""

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?"
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, sie kauften dein's mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?" — Und tausend weinen: „„Ja!""
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Mein Glück.

Sagt, wo sind sie jene Stunden,
Und wer hat sie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden spann?

Wie ein Hain der Hesperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.

Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Aeste, trauten Nickens,
Boten selbst das leck're Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich schöner ist's zu leben
In der Wehmuth stillem Hain,
Als auf Rosen hinzuschweben,
Ohne sich's bewußt zu sein!

Doch um nimmer zu erscheinen,
Schwand nun jener gold'ne Tand,
Und ich weiß nicht, soll ich weinen,
Oder lächeln, daß er schwand?!
And're Sterne sind erschienen,
Und erleuchten meine Bahn,
Und es sieht mit andern Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Lustgewimmel
Sank ein leiser Nebelhauch,
Ferner steht mir Erd' und Himmel,
Ferner, aber höher auch.
Meine sonst so freie Seele
Liegt in Banden, die sie liebt,
Und wie sehr sie's auch verhehle,
Sucht sie doch, was sie betrübt.

„Sprich! du leidest?“ sagen Alle,
Die so still mich wallen seh'n,

Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir sei nie so wol gescheh'n!
Mit der Wehmut leisem Lächeln
Malt die Trauer mein Gesicht,
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauscht mich nicht.

Und so, krank zugleich und wählig,
Fühl' ich's endlich tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich selig,
Und war's nicht, so lang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Dieser thränenfrohe Blick,
Dieser Ernst in heit'rer Stunde,
Dieses Unglück ist — mein Glück!

II.

Der Nachtwandler.

„So hörst Du nicht, so fühlst Du nicht,
„Du glühend Bild von Stein?
„Und soll ich denn in banger Qual,
„So ganz verloren sein?

„O könnt' ich eines Blickes nur
„Gedenken, den du gabst!
„Wär's nur ein Laut, mit dem du mir
„Die arme Seele labst!

„Nur einmal, süßer heil'ger Mund,
„Sprich meinen Namen aus!
„Schick' ihn nur einmal still und scheu
„Zu solcher Pfort' heraus!"

Der Jüngling fleht, und Thränen zieh'n
Als stumme Bitter nach,
Um Spiegel dessen ihm zu sein,
Was seine Zunge sprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm seinen Dorn:
Gesät in seines Lebens Riß
Hat sie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden stiller Freund,
Der Mond aus Wolken steigt,
Und seine Silberstirne sanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unser Dulder auch
Sein schweres Haupt empor,
Und schaut den stillen Freund sich an
Und klagt, was er verlor;

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So fessellos, so ungebeugt,
So ruhig und so gut;

Daß er ein Herz sich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun sich ohne Herz
Verzehren müss' in Gram.

So klagt er ihm, so schaut er ihm
In's Auge klar und rein,
Und saugt das Silber seines Blicks
Mit durst'ger Sehnsucht ein.

So steht er noch und schaut empor,
Wenn längst der Mond entschwand,
Und geht und hat geschlossen noch
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger starrt er jede Nacht
Den stillen Freund sich an,
Als wollt' er nicht mehr blos ihn seh'n,
Als wollt' er ihm auch nah'n.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskristall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher stets hinan
Zur schroffen Felsenwart',
Wo schon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter starrt.

Und also stürmt er wieder g'rad
Den Zackensteg empor,
Da wandelt seines Irrwahn's Quell,
Die Jungfrau, vor das Thor.

Sie sieht, — erkennt ihn — starrt ihm nach,
Er steht am Felsen knapp; —
Entsetzt beim Namen ruft sie ihn, —
Er hört's, — und stürzt hinab. —

Nie sprach sie seinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun sie's that zum ersten Mal,
Da bracht' es ihm den Tod.

Selbsttäuschung.

„Bist geworden älter,
„Bist geworden kälter!"
Sag' ich oft zu mir;
„Laß es dich nicht grämen,
„Nicht den Muth dir lähmen,
„Kannst ja nicht dafür!

„Jeder Tag verglühet,
„Jeder Lenz verblühet,
„Jede Stimme bricht,
„Jede flücht'ge Stunde
„Schlägt uns eine Wunde;
„Wir nur merken's nicht.

„Erst wenn Tausend bluten,
„Will es uns gemuthen,
„Daß die Kraft doch litt;
„Stein und Erz verwittert,
„Eich' und Ceder splittert,
„Und wir altern mit." —

Das fühl ich mit Schmerzen
Oft so klar im Herzen,

Bin so ernst, so still,
Daß ich einen Schleier
Ueber meine Leier
Scheidend breiten will. —

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts schaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge schallen,
Wenn der Wildbach braust;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze spalten;
Wenn der Hochwald saust;

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbrust umschlinge,
Mensch mit Menschen bin;
Wenn's in munt'ren Kreisen
Schallt von kräft'gen Weisen,
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wol fühl' ich's schlagen,
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet sich;
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird schneller,
Und ich fühle mich.

Und mir sagt's ein Sehnen:
„Laß solch' eitles Wähnen:

„Bist nicht, was du scheinst!
„Du wardst noch nicht älter,
„Du wardst noch nicht kälter,
„Bist noch jung, wie einst!“

III.

Der Ersatz.

Das Mägdlein ging zum Brunnen, der Grundherr stand am Zaun,
So dunkel war sein Auge, sein Lockenhaar so braun.

Das hatte sie wol beides schon manches Mal geseh'n: —
Und doch mußt' heute drüber ihr Krug in Trümmer geh'n.

„Ach!“ schreit sie auf, „da liegt er, der liebe schöne Krug,
„Der Krug, den schon die Mutter als Kind zum Brunnen trug!“

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, und faßt sie sanft am Kinn,
„„Nimm dieses Goldstück, Kleine, wofern ich schuldig bin!““

„Behaltet Euer Goldstück, das ist der Krug nicht wert!“
Sie sprach's, und weinte bitter und schlug den Blick zur Erd'. —

„„Nur ruhig!““ sprach der Grundherr, und sah ihr in's Gesicht,
„„Ich schenke dir ein Krüglein, das nicht so leicht zerbricht.

„„Ein Krüglein, schön gegossen aus Golde fein und schwer,
„„Besetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!““

„Behaltet Euer Krüglein, — es ist nicht um den Krug!“
Sie sprach's, und fühlt' an's Herzchen, das ungeduldig schlug.

„„Nur ruhig!““ sprach der Grundherr und küßte sie gerührt,
„„Du sollst das Grundstück haben, das zu dem Brunnen führt.

„„Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
„„Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!““

„Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten ist's, — nicht Haus. —“
Sie will noch etwas sagen und findet's nicht heraus.

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, — „„nimm für dein Krüglein — mich!
„„Und brauchst du wieder Wasser, — sag' mir's, so schöpf' es — ich.

„„Laß diesen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!““
Das Mägdlein sank dem Junker an's Herz mit leisem „Ach!“

Die Veilchen-Leiche.

Wir saßen in der Laube
So selig Hand in Hand,
Da lag zu unſ'ren Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir sah'n es sinnend liegen,
Da sagtest du zu mir:
„Komm, laß es uns begraben,
„Das arme Veilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Veilchen-Leich' hinab.

Und deckten sie mit Rasen
Und frischen Blättern zu,
Und sprachen ernst und sinnig:
„Da, Veilchen, lieg' und ruh'!"

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ernsten Leichenscherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unser eig'nes Herz.

Denn so wie wir das Veilchen
Verscharrt am stillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unsre Liebe dort.

IV.

Die Thräne.

In dunkler Kammer saß ein Mann
An schwarzbehängtem Tische,
Der prüfte grübelnd, dacht' und sann,
Wie er die Säfte mische.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zersetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zusammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düst'rem Schweigen;
Das, was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunst erzeugen;

Erzeugen eine Thrän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er mischt und mengt ohn' Unterlaß,
Versucht's mit Dampf und Lauge.

Geschmolzner Demant scheint's ihm bald,
Bald Wasser im Kristalle;
Doch ist der Demant hart und kalt,
Der Tropfen lischt im Falle.

Kein Feuer ist's, — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen;
Es ist kein and'res Element,
Kein Element kann fühlen.

Es ist nicht lebend, ist nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden,
Doch kaum' daß sie zur Schau sich bot,
So fällt sie todt zur Erden.

Sie ist ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerstrebens: —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforscht der Mann vergebens.

Da springt er auf von seinem Sitz,
Und wandelt in das Freie,
Verschwört Erfindung, Kunst und Witz,
Und spürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang entbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne steigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen spritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,
Und jedes Knospenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen.

Und Menschen steh'n und wandeln stumm
In wehmutheit'rem Bangen,
Und schau'n beseligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen. —

Da greift's wol auch dem Mann in's Herz,
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt sich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefster Brust, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es flimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vor's Auge, — Thränen sind es;
Was keine Kunst, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geschaffen, inniglich
Fühlt er es, süßbeklommen:
Nicht machen läßt die Thräne sich,
Von selber muß sie kommen.

Die Thränen der Liebe.

Die heimlichen Thränen der Liebe,
Sie gleichen, im stillen verwischt,
Der sympathetischen Tinte,
Die schnell nach dem Schreiben erlischt.

Ein Blättchen, mit ihr so beschrieben,
Fliegt arglos und sicher dahin,
Und nur dem Geweihten verräth es
Der Liebe lieblichsten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt sich's, gewinnet Gestalt,
Und spricht vom Herzen zum Herzen
Mit räthselhafter Gewalt.

So ist's mit den Thränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange so leis',
Daß, wie sie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glüh'n,
Da sieht man es bald auf den Wangen,
Wie magische Röslein erblüh'n.

Da liest der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Lust,
Und findet im stillen Erröthen
Den Schlüssel zum Räthsel der Brust.

Mit Thränen beschreibt so die Liebe
Der Wangen verschwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann lesen,
Was Liebe geschrieben hat.

V.

Aennchen von Tharau.

Zur Pastors-Tochter, Aennchen von Tharau, in's Gemach
Trat einst zur Morgenstunde der Dichter Simon Dach.
Sie stand am Gartenpförtchen vor einem Marmortisch,
Und auf dem Tisch ein Körbchen mit Blumen bunt und frisch.

Sie hatt' ein seiden Mieder voll buntem Zierrath an,
Ein blauer Sapphir glänzte bedeutsam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geschmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Astern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So stand sie lächelnd, einzig nur ihres Schmucks gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leise Simon Dach,
Schlich hin, besah sie schweigend und seufzte tief und sprach:

„Mein Aennchen, lächelnd stehst du, dein Reiz ist deine Welt,
„Du dünkst dich wie die Blumen, so du als Zier bestellt;
„Du freust dich, daß die Wangen dir wie die Rosen blüh'n,
„Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glüh'n.

„Du bist mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
„Und daß man drum dich ansieht, das ist es was dich freut.
„Ein Sapphir schmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab,'
„Das ist's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

„An deinem Händchen schimmert ein buntes Perlenband,
„Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
„O Aennchen, einst mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
„Thu, was dein Herz gelüstet, — doch glaubst du recht zu thun?

„Der mir dein Herz entwendet, ist reich — und das ist viel,
„Er gibt dir Perl' und Sapphir und Gold und Modespiel;
„Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold ist ungetreu,
„Und mit den Reizen ist auch das Modespiel vorbei.

„Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
„Und wol durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
„Und Aennchen heißt das Mädchen, so sich der Dach erseh'n,
„Und mit ihm wird sein Aennchen durch hundert Jahre geh'n.

„Laß uns mitsammen wandern durch Deutschlands Süd und Nord,
„Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
„Das Leid durch's Lied gemildert ist nur Verknotigung,
„Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greise jung.

„Und wenn ich, Aennchen, sterbe, sei mir nicht nachgeklagt,
„Daß man die Witib wegwirft wie eine Bettelmagd;
„Dann sollst du erst erfahren, was doch dein Simon galt:
„Denn erst im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

„Dann setzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
„Mit reuigem Bekenntniß als Denkmal auf das Grab;
„Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir schrieb, für Gold,
„Und die den Mann beneidet, sind dann dem Weibchen hold.

„Dann fragen sich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
„Und ob er denn auch wirklich, was er besang, geübt?
„Und wo du gehst, da flüstert's in frommer Scheu dir nach:
„Das Aennchen ist's von Tharau, das Weib des Simon Dach!"

So spricht zu seinem Aennchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil sie weinet, auch ihre Brust bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht sie mit eitlem Sinn,
Und gibt sich treuvergessen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Not;
Und daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simon's Lied gemacht.

Dichterloos.

In Gesellschaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfing mich höchst erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh'.

„Ueber Ihre schönen Verse!
„Ach, Ihr jüngstes Klinggedicht!
„Traun, um eine volle Börse
„Glückte solch' ein Stück mir nicht!

„Sie sind wahrlich zu beneiden,
„Gott hat Sie doch recht geliebt,
„Daß er Ihnen Leid und Freuden
„Also zu verschönern gibt!

„Kein Begebniß geht vorüber,
„Das Ihr Geist nicht groß erfaßt; —
„Und die gold'nen Berge d'rüber,
„Sagt man gleich, daß ihr sie haßt!"

Also klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich sie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'sche Kunst mir lieh,

Mit bescheiden ernsten Mienen
Dankt' ich, sprach ich, beugt' ich aus;
Doch sie glaubten mir zu dienen,
Wänden sie mir Strauß um Strauß:

„Ach! und in den Minneliedern,
„Die Sie kargend hingestreut,
„Welch' natürliches Zergliedern
„Der verliebten Seligkeit!

„Traun', wer Sie nicht kennt, der meinte,
„Daß Sie wirklich Flammen sprüh'n,
„Daß Ihr Auge wirklich weinte,
„Ihre Pulse wirklich glüh'n!

„Daß dies Mädchen, das wir lieben,
„Weil Sie's lieben, leb' und sei,
„Daß Sie wirklich ihm verschrieben,
„Daß Sie wirklich nimmer frei.

„Ei, wie doch die Dichter lügen,
„Glauben machen, was nicht ist,
„Und uns mit der Wahrheit Zügen
„Lockend schmücken ihre List!" —

Also mußt' ich sie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmuth, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus in's Freie,
Wo mich Gott nur hört' und ich. —
Thor! so rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täusch' ich mich?

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Liedern, Tropfen meines Blutes,
Theilen meiner Wesenheit,
Pfändern meines Jugendmuthes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Liedern, die ich für die Eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einstig Monument;

Die ich, wenn ich eher sterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzusammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt;

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

VI.

Das wunde Herz.

Die Königstochter seufzet:
„Ich fühl' es zu dieser Stund',
„Es ist um mein junges Leben gescheh'n,
„Mein Herz ist gar zu wund.

„Und so lang ich in meinem Busen
„Muß tragen dies Herz so wund,
„Wird nimmer die Stirn mir heiter mehr,
„Wird nimmer lächeln mein Mund.

„Es sitzt mir zu tief im Herzen
„Der Dorn der Liebe so scharf,
„Und was ich will, das darf ich nicht,
„Und will nicht was ich darf!" —

Die Aerzte kommen und gehen,
Es gilt eines Königs Dank,
Allein für ein liebewundes Herz
Gibt's weder Kraut, noch Trank.

Und eh' zwölf Monde verronnen,
Ist große Klag' im Reich,
Des Königs junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager so bleich.

Selbst Mund und Stirn der Todten
Entstellt noch tiefer Schmerz; —
Da nehmen die Aerzte ihr aus der Brust
Das kalte, wunde Herz.

Und legen es, wol durchbalsamt,
In einen kristallenen Schrein,
Und Mönche tragen es in die Gruft,
Und singen es segnend ein.

Dann wird auf Purpurkissen
Die Leiche zur Schau gestellt;
Da liegt sie, das liebliche Schmerzgesicht
Vom Fackelschein erhellt.

Und siehe! nun ist die Stirne
Der heitersten Ruhe Bild,
Und sichtbar spielt um den holden Mund
Ein Lächeln, freundlich und mild.

Im ganzen schönen Antlitz
Kein leiser Zug von Schmerz;
Sie hat es ja los, was sie gequält, —
Ihr armes, wundes Herz!

Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir;
Wie viel es geschlagen habe,
Genau seh' ich's an ihr.

Es ist ein großer Meister,
Der künstlich ihr Werk gefügt,
Wenn gleich ihr Gang nicht immer
Dem thörichten Wunsche g'nügt.

Ich wollte, sie wäre rascher
Gegangen an manchem Tag;
Ich wollte, sie hätte manchmal
Verzögert den raschen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geschah im Leben,
Sie pochte den Tact dazu.

Sie schlug am Sarge des Vaters,
Sie schlug an des Freundes Bahr',
Sie schlug am Morgen der Liebe,
Sie schlug am Traualtar.

Sie schlug an der Wiege des Kindes, —
Sie schlägt, will's Gott! noch oft,
Wenn bessere Tage kommen,
Wie meine Seel' es hofft.

Und ward sie auch manchmal träger,
Und drohte zu stocken ihr Lauf,
So zog doch der Meister immer
Großmüthig sie wieder auf.

Doch stünde sie einmal stille,
Dann wär's um sie gescheh'n: —
Kein And'rer, als der sie fügte,
Bringt die Zerstörte zum Geh'n.

Dann müßt' ich zum Meister wandern,
Und ach! der wohnt gar weit,
Wohnt draußen jenseits der Erde,
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke,
Mit dankbar kindlichem Fleh'n:
„Sieh', Herr, ich hab' nichts verdorben,
„Sie blieb von selber steh'n!"

VII.

Das Todtenlichtlein.

Am Allerseelentage da sind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt;
In Blumen des Herbstes spielet der Wind,
Mit denen die Kreuze man kränzt.

Und sinnende Menschen knieen entlang,
Die Augen von Thränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlort!“ —

Und Mägdlein, was verlorst denn du?
Kein Grab, kein Kreuz ist nah',
Und du kniest doch voll ernster Ruh'
Abseit von den Gräbern da.

Ein rosenfarbenes Lichtlein brennst
Du weinend, seufzend an;
Sprich, wer ist's, den du gestorben nennst,
Damit man dich trösten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
„Er freut sich des Lebens noch sehr!“ —
Ruht dir die Mutter im Erdenschooß? —
„Noch wandelt sie rührig umher!“

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schwester, nicht Bruder hab' ich beweint:
„Ich war ja immer allein!

„Der Eine, mit dem ich's auf dieser Welt
„Am besten mein' —, auch er —
„Er wandelt vor Allen gar wol bestellt,
„Gar fröhlich im Leben umher.

„Er ist so munter, er ist so froh,
„Er ist vom Grabe noch weit,
„Er schwebt — ach! könnt' er es immer so! —
„Im Taumel der Seligkeit.

„Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
„Knie' hier in seligem Schmerz,
„Und brenne weinend mein Lichtlein an
„Für ein mir gestorbenes Herz!"

Dorf und Kirchhof.

Was seh' ich hier? — Ein Dorf? — Nein, nein!
In diesen schmalen Klausen,
Um die sich Wind und Wetter zankt,
Wie? — sollten Menschen hausen?

Dies Holzgeripp mit Fleisch aus Schlamm,
Mit stumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendsinn,
Die Liebeslust, der Segen,
Sie könnten auch in solcher Haft
Gedeih'n und sich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieses Dorfs,
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch seltsam! — wenn ich hier mich weg-,
Und da hinüberwende, —

Ein stiller Friedhof lehnt sich dort
An dieses Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch' eine Saat er trage,
Man hielt' ihn für ein üppig Feld
Von einfach schöner Lage.

Getreideswellen ähnlich bläh'n
Sich seine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme weh'n
Des Westes leise Flügel.

Er hat kein Thor, — wozu nur wär's?
Den Weg hin finden Alle;
Ein Kreuzdornzaun genügt, — wer schleicht
Sich fort aus dieser Halle?

Er hat kein Dach, — der Blick hinauf
Ist Allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zusammen so beschauet,
Wer sehnte sich nach jenem nicht,
Indeß vor dem ihm grauet?

Wie sind die guten Lebenden
Doch dort so schlecht begraben,
Indeß die lieben Todten hier
Das schönste Leben haben!

VIII.

Der Aelpler.

„Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind
„Ich muß hinaus, zu jagen.
„Die Sonne scheint recht mild, der Wind
„Ist lau und lind,
„Wie nicht seit langen Tagen.
„Benützt will solch' ein Wetter sein:
„Es ist nicht täglich Sonnenschein,
„Vielleicht daß wir die Strahlen
„Mit langer Nacht bezahlen!"

Der Aelpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Stock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruh'n heute, scheint's, im Felsversteck,
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

Resli, sein Weib, indeß zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskristallen;

Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt,
Und hält mit inn'rem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie sieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —
Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen.

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar,
Und drückt auf ihn und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen.
Und wieder hohl verstummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle; —
Er schaut, — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, — es fiel
Wol Schnee, — auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein,
Auch kann er nicht daheim noch sein; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah' zu wähnen.

Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel;
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

Er sucht — und sieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er sieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, schreit: „Weh!"
Und wirft sich heulend nieder.

Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf,
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
„Ist eingescharrt, verschüttet,
„Zerschmettert vom Lauwinen=Fall,
„Vom Eiskristall
„Vermauert und verkittet!
„Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
„Zwei Leben, drei steh'n hier zu Knauf!
„Auf, auf, mit Hand und Spaten
„Zu helfen und zu rathen!"

Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbefliss'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruh'n und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht:
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hilfbefliss'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt im Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Absteh'n sie Alle klagend,
Nur er stürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf, die Last
Des Schnee's ist abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Rast,
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund, als Schollen,
Stößt wieder ein, stößt wieder an,
Und gräbt und schaufelt, was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes,

Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauscht im Grund,
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich —: „Resli! — sprich!
„Und — Seppi — dich!
„Hab' ich euch wirklich wieder? —

„Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
„Und habt's ertragen Gottes Joch?“ —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen,

Nur beten, fleh'n zu ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen.

Wie schien da Alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für sie der Föhn,
Die Adler krischen Wonne;
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsschmelz für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen. — —

Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mal am Felsenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, so vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe,
Wie Rudi seinem Weibe.

Der Aelpler und der Fischer.

Der Aelpler.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn?
Solch eitles Thun ist wohl der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sich'rem Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst in Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh mich! Der Dämm'rung Grauen ruft mich fort.
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n;
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu seh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in des Himmels off'nes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt; —

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,

Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht; —

Dann schaut dein Thal, ein Rasenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Aelplerstand.

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemut die Maschen aus,
Mit munt'rem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wol schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demut, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhab'ner Ruh',
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlüft', in deren Öhr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd sich in grüner Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Todtenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöckchen ruft,
Der Geist der Stille trauter noch in's Thal.

Drum schau du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See, —
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemess'nem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich nieder schaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

IX.

Des Lebens Preis.

Im Hause drinnen ist Hochzeit,
Vor'm Hause lehnt ein Mann;
Er führt nichts Gutes im Sinne,
Man sieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen ist ja das Bräutchen,
Und er nicht der Bräutigam;
Wol mag es schwer ihm fallen,
Daß sie so leicht es nahm.

Ein Lebehoch schallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
„Ei, — daß sich der Träumer doch eben
„Da draußen erschießen muß!“

Es gibt eine kleine Pause,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelts und wogt es vom neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Gespräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab; —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wand'rer sein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden; —
War das nicht ein Leben wert?

Böser Zweifel.

Mein Kind, so lang ich bei dir bin,
Bist du, das fühl' ich, mein;
Da schleicht sich wol in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da bist du mir vom Herzen gut,
Thust Alles, was ich will,
Verläugnest dein bewegtes Blut,
Wirst ernst und weich und still.

Doch wenn dein Auge mich vermißt,
Wenn Andre nach dir seh'n,
Und du dir überlassen bist,
Was mag wol dann gescheh'n? —

Drum fährt mir manchmal durch den Sinn
Der böse Zweifel hin:
Ob ich wol dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?!

X.

Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke Klang,
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rote Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.

Noch sitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt nun muß es verblutet sein;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befrembet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wol nicht, was ich will!

„Seht diese Blätter! Wie ich sie hier
„Gleich wie zum Scherz aufschlage vor mir,
„So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
„Von meiner Wiege bis an mein Grab.

„Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr',
„Als ich den Aeltern schon bleichte das Haar;
„Ich war ein wüster, trotziger Bub',
„Der jedem gern eine Grube grub.

„Hier Acht! — Acht Jahre zählt ich nur,
„Da ward ich ertappt auf Diebesspur.
„Hier Neun! — Neun Jahre zählt ich kaum,
„Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

„Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
„Du strahlst allein mir hell und klar
„In meines Daseins Nacht hinein: —
„O könnt ich im zehnten Jahre noch sein!

„Da sprengte beflissener Lehrerhand
„Des kalten Busens eisiges Band,
„Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom neu'n,
„Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

„Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur sie
„Zerstörten mir wieder die Harmonie,
„Die Buben, die Freunde sich fälschlich genannt,
„Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

„Sie rissen zum Spiele mich täuschend hin,
„In diesen Blättern verlor sich mein Sinn!
„Da kamen die Damen — die Damen — seht,
„Wie trefflich Alles zusammengeht!

„Die Damen mit ihrem Doppelgesicht,
„Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
„Sie gruben künstlich vom Körper aus
„Den Geist aus seinen Wurzeln heraus.

„Die Eifersucht durchfuhr mir das Hirn,
„So scharf, wie mein Messer das Herz der Dirn',
„Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
„Daß nun mein Blut das ihrige sühnt!

„Und nun — der König! Nun tret' ich bald
„Vor Ihn, den König, in seiner Gewalt,
„Den ewigen, schrecklichen König der Welt,
„Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

„Seht hier das Daus, — o lächelt nicht!
„Es ist die Karte, die alle sticht;
„Das Daus sei meiner Reue Bild,
„Sie möge gelten, wenn nichts mehr gilt!

„Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf; —
„Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
„Ein Blatt gilt ewig, es ist die Reu':
„Auf, Schergen, auf! Gott steh' mir bei!"

Taschenspielerei.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin,
Sie schlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da steht sie, hinterm grünen Tische
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor sich ein schimmerndes Gemische
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt sie in Rosen,
Wol öfter noch die Ros' in Dorn,
Und läßt um Nieten emsig losen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt sie zu Staube,
Und schmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und schickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin;
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Gesunden, lebensfrohen Sinn;

Und legt' ihn tändelnd untern Becher
Der Lieb' und sprach ein kurzes Wort,
Dann hob sie rasch den Zauberköcher,
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant;
Ich küßt', erschüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künstlerhand.

XI.

Der finstere Tänzer.

„Mein liebes, dreimal liebes Kind,
„Und ist es auch dein Ernst,
„Daß du wie heute stets gesinnt
„Dich nie von mir entfernst?
„Daß du's mit mir im Leben wagst,
„Und jedem schön'ren Glück entsagst? —

„Denn was ich zähl', ist dieses Herz,
„Kein Gut und Gold, wie du; —
„Und was ich habe, Kind, — ist Schmerz,
„Und was ich brauche — Ruh'!
„Doch was ich lieb' und such' allein,
„Bist du, mein Kind, und wirst es sein!

„Mich ruft das Leben fort von dir;
„Mir fällt es schwer zu geh'n!
„Uns wiedersehen werden wir,
„Doch wie uns wiederseh'n?
„Als mein und dein, wie vor und eh'?
„Ach, oder fremd zu Leid und Weh'?" —

„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Wie Bräutigam und Braut,
„„Des mag der Herr mein Zeuge sein,
„„Der in die Herzen schaut!
„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Sonst soll mein Leib — des Teufels sein!""

Getröstet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat sich mit dreimal heil'gem Wort
Ja schrecklich ihm geweiht;
Und was ihn oft auch engt und preßt,
Sein Glaub' auf sie ist felsenfest,

Und eh' ein kurzes Jahr verstrich,
(Ein langes Jahr für ihn),
Eilt er zurück; wie freut er sich,
Wie wird die Braut erglüh'n,
Wie wird sie ruh'n so liebewarm
In seinem langentbehrten Arm!

Von süßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl sein Herz.
Des Ehglück's, der Vaterlust
Frohlockt in Ahnung seine Brust.

Er ist zu Haus, er eilt durch's Thor,
Die Sterne scheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er schaut:
Es ist das Brautfest seiner Braut!

Es ist das Brautfest seiner Braut,
Die sich ihm zugeweiht
Bei Dem, der in die Herzen schaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, sein Weib allein,
Wo nicht, — des Teufels Weib zu sein!

„Topp!“ ruft er durch die Thür hinein,
„Topp, treues, schmuckes Weib!
„So soll denn, kann er mein nicht sein,
„Des Teufels sein dein Leib!“ —
Er ruft's, entwankt verstört und bleich,
Und stürzt sich in den nächsten Teich.

Die Gäste staunen, lachen, schmäh'n
Und schwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gast sich seh'n,
Der eben, scheint es, kam,
Ein dürrer, finst'rer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Bei einem Becher sitzt er stumm
Abseit wie große Herrn,
Sieht manchmal nach dem Bräutchen um,
Als säh' er's eben gern,
Reibt sich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas Lust'ges vor.

Und Zwölf erdröhnt's vom nahen Thurm,
Zum Kehraus wird gespielt,
Die Fideln kreischen wie im Sturm,
Der Tact ist rasch und wild.
„Halloh! Mein Tact!“ so kichert laut
Der finstere Gast und nimmt die Braut.

Bei Donnerklang und Sturmgesumm
Zerrt er sie rück und vor,
Und dreht sich um und wieder um,
Und schreit ihr in das Ohr:
„Ich bin noch frisch, mein mattes Weib,
„Und mir verschriebst du ja den Leib!“

Die Braut wird rot, die Braut wird blaß,
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wuth;
Die Gäste flieh'n entsetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morschen ein.
Der Lüster fällt vom Sims herab,
Und wird zum Todtenschrein;
Drin sargt der Gast das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichstein drauf.

Auf dem Balle.

Wenn Alles im bunten Wirbel sich dreht,
Die Herzen heftiger schlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eig'nes Behagen.

In einen Winkel drück' ich mich dann,
Und lasse die Augen gewähren;

Manch huldiges Fräulein blickt mich an,
Und meint wol, ich müß' — entbehren.

„Er ist ein Sonderling!“ flüstert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt sich bitten!“ —
Ein Dritter spöttelt, es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen bestritten. —

Ein Vierter bemerkt: der feine Ton
Sei nicht meine stärkste Seite. —
Ich aber belächle mir Huld und Hohn,
Und mustere still meine Leute.

Sie flattern hinab, sie fliegen herzu,
Sie flüstern, bekritteln, bestaunen;
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechselnde Launen.

Was mancher auf Gräbern noch nie geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft gleißt in des Schicksals drohender Hand
Die Blüte des festlichen Kranzes.

Sie glauben Alle sich wahrhaft zu freu'n;
Die Glücklichen, daß sie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Rosen uns streu'n,
Ja Schwestern, die Rosen uns rauben!

Drum halt' es hiernieden Jeder für sich,
Wer wollt' einander beschränken?
„Die Anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
„Du magst für die Anderen denken!“

XII.

Der Bettlerknabe.

Vorm Stadtthor saß in Regen und Wind
Ein kleines, armes, verlassenes Kind.
Frühmorgens zerrt' es ein rauher Mann
Stillschweigend am kranken Händchen heran
Nur wenn er's am Weg auf den Boden gesetzt,
Begann er mürrisch: „Da bleibst du jetzt,
„Und betest dein ‚Vater unser', doch laut,
„Damit man dich hört und auf dich schaut;
„Je lauter, desto besser für dich,
„Und wenn du bemerkt dich siehst, so sprich:
„„Bitte, bitte, liebe Herr'n, schöne Damen,
„„Um einen Kreuzer in Gottesnamen;
„„Fünf kranke Kinder sind wir zu Hauſ' —
„(Es ist nicht so, doch mach' dir nichts draus!)
„„Der Vater ist krank — (hat's auch nicht Not) —
„„Die Mutter — (nun das ist wahr) — die ist todt!
„„Also bitte um einen Kreuzer recht schön!"" —
„Nun werden zwar Viele vorübergeh'n,
„Die's hören, ohne dir was zu schenken,
„Müßen auf Ball und Komödie denken;
„Dafür hat doch mancher ein Herz im Leib,
„Und wirft dir was hin aus Zeitvertreib,
„Dann rufe: ‚Vergelt's Gott tausendmal!'
„Recht laut, das vermehrt der Geber Zahl:
„Denn wenn sie dir einen Kreuzer gaben,
„So wollen dafür sie Ducaten haben! —

„So! Nun — und friert dich in Fuß und Arm,
„So denk', unsre Stub' ist auch nicht warm;
„Und meldet sich um Mittag der Magen,
„So denk', zu Haus' gibt's auch nichts zu nagen;
„Und wenn es regnet, so nimm's als Spaß,
„Wirst weiter, als bis auf die Haut, nie naß;
„Wenn's finster wird, so hol' ich dich ab,
„Und zähle zusammen, was man dir gab.
„Das sag' ich dir, daß du dich gut beträgst,
„Und nichts verabsäumst oder verschlägst;
„Laß ja nicht mit leeren Taschen dich finden,
„Verstehst du mich, sonst sollst du's empfinden!
„Ein Krüppel wie du, der betteln kann,
„Trifft's besser, als mancher Handwerksmann!"
Nach solchen weislichen Regeln und Lehren
Sah man den Alten den Rücken ihm kehren.
Das Kindlein wußte nicht, wie ihm geschah,
Es saß mit gefalteten Händchen da,
Sah auf zum Himmel, wenn er blau,
Und sprach sein freudiges ‚Vater unser';
Sah auf zum Himmel, wenn er grau,
Und sprach sein klägliches ‚Vater unser';
Und zog sein Käppchen über's Ohr,
Und schlug die Aermchen, wenn es fror,
Und kehrte fröstelnd dem Winde den Rücken,
Und sah auf die Leute mit flehenden Blicken,
Und merkt's in den Mienen des Mitleid's Spur,
So rief's: „Bitte, bitte ein Kreuzerchen nur,
„Meine Mutter ist todt —" damit war's aus,
Die Lügen wollten ihm nicht heraus.
Da schritt wol mancher Grämling vorbei,
Und brummte: „Die lästige Bettelei!"
So Mancher tänzelt singend vorüber,
Er hört nicht das Kind, und fiel schier drüber:

So Mancher fährt mit Bedacht in die Taschen,
Kann die rechte Münze nicht gleich erhaschen.
Doch Mancher sieht das Kindlein an,
Und denkt sich: „Wär' ich ein reicherer Mann!“
Drückt ihm einen Kreuzer in's Händchen hinein:
's sieht aus wie ein Goldstück im Sonnenschein.
Und manche Frau, im Vorübergeh'n,
Beschenkt das Kind und will es nicht sehen;
Durch alle Nerven zuckt ihr ein Riß:
Was gilt's, das ist eine Mutter gewiß!
So ist das Kindlein mit seinen Schmerzen
Ein völlig Maß für der Menschen Herzen.

Lang saß das verkrüppelte Kind so dort,
Gut hatte der Alte gewählt den Ort:
Wol trug des schmachtenden Würmchens Pein
Bisweilen ihm wuchernde Zinsen ein. —

Doch eines Tags war's nimmer da,
Mich drängt' es zu wissen, was ihm geschah.
Vielleicht erkrankt' es mehr und mehr,
Und läßt sein Plätzchen für lange leer;
Vielleicht ist endlich der Wack're gekommen,
Der mitleidsvoll es zu sich genommen,
Der sorgt, daß es warme Kleider hat,
Und der ihm spendet zu essen satt,
Und der ihm artiges Spielzeug gibt,
Und der es belehrt und der es liebt,
Und der's ihm beweist, nach langem Leide,
Daß Gott die Kindlein erschaffen zur Freude;
Gewiß, gekommen ist er der Mann,
Und nahm sich des armen, verlassenen an.

Und froh, als wär's mein eig'ner Gewinn,
Hatt' ich des Kindleins Geschick im Sinn;
Und als ich Abends zu Bette mich legte,
Und schon mich umkoste des Traumes Weh'n,

Da war mir, als ob sich etwas regte,
Das Kindlein glaubte ich vor mir zu seh'n;
Ja — ja — da saß es wie sonst, vor dem Thor,
Und betet' und bat und weint' und fror,
Der Nord zerschnitt ihm die blauen Wangen,
Eiszäpflein hatt' es am Kleide hangen.
Schon gingen weniger Menschen vorüber,
Die garstige Kälte trieb sie nach Haus,
Und trüber wurd' es, immer trüber,
Und spärlicher fielen die Gaben aus;
Schon dämmert unheimliches Abendlicht, —
Der grausame Alte kam noch nicht.

Da ward es dem Kindlein im Herzen bang.
„Ach," rief es, „Vater, wo bleibst du so lang?
„Mich friert, mich hungert, ich kann's nicht ertragen,
„Die Arme, die Füße wie abgeschlagen,
„Im Herzen und Kopfe brennt es wie Glut, —
„Komm, Vater, du weißt nicht, wie weh es thut! —
„Du kommst nicht? — Hast du meiner vergessen? —
„Schon lange genug bin ich hier gesessen! — —
„Ach, Vater unser, so höre mich du,
„Und schick' einen freundlichen Führer mir zu,
„Der meine Schritte nach Hause lenke,
„Und mir ein kleines Almosen schenke;
„Sonst schilt mein Vater mich zürnend aus:
„Gar wenig bring' ich ihm heute nach Haus!" —

Und wie so das Kindlein verschmachtend fleht,
Da fühlt es sich plötzlich lau umweht,
Und glänzend tritt aus dem finstern Thor
Ein freundlich lächelnder Knab' hervor,
Mit Locken so golden, mit Augen so licht,
Aus denen die Lieb' und das Mitleid spricht.
Der bleibt vor dem betenden Kinde steh'n,
Und lispelt ihm zu: „Willst mit mir geh'n?

„Ich führe dich sicher nach Hause mit mir,
„Das beste Almosen schenk' ich dir."
Das Kind erwidert: „Ach Knabe fein,
„Du mußt wol ein Engel des Himmels sein!"
Ja, — Kinder und Engel erkennen sich! —
Der Engel faßt es gar mildiglich,
Es heimzuführen aus Kreuz und Not,
Und schenkt ihm der Almosen bestes, — den Tod.

Das war mein Traum von dem Bettelkind,
Will hoffen, daß Träum' oft Wahrheit sind!
Das Plätzchen vorm Stadtthor aber ist leer,
Das Kindlein braucht nicht zu betteln mehr:
Es ist von Dem dort aufgenommen,
Der gerne die Kleinen läßt zu sich kommen.

Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu sein.
Wie Geisterstimmen hör' ich's beben
Durch jede heit're Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Lust und Leben,
Und — anderswo verhungern sie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geist,

Daß ich getrost zum Tisch mich setze,
An dem mein Fleiß mich sattsam speist,
So will mein Brot nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern sie!

Und schling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht sonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt;
Ich kann sie schützen vor Entbehren,
Sie darben und sie frieren nie:
Welch' Glück, sein Weib, sein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern sie!

Ich gönne Jedem seine Wonnen,
Ich lasse Jedem seinen Brauch,
Ich habe meinen Platz zum Sonnen,
Und wünsch' ihn jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher!"
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du hast volle Speicher,
Und — anderswo verhungern sie!"

Mir ist die Kunst ein Gast vom Himmel,
Der Rosen uns auf's Leben streut,
Nur bangt mir vor dem Kunstgetümmel:
Es übertäubt den Ernst der Zeit;
Es ist mehr Trunkenheit, als Segen,
Ich such' umsonst die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern sie!

Sie faseln viel von Menschenliebe,
Sie streiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meisternd ein,
Sie streuen goldne Zukunftsaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie sprechen, schreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern sie!

Das eben scheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit;
Was schläft in einem Dichterhirne
Zum Troste für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim' und Lieder
Dort, wo um Brot der Jammer schrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach — anderswo verhungern sie!"

Zweite Lese.

Wann und wo sich's zugetragen,
Könnt' ich Euch nicht immer sagen!
Eins nur weiß ich vor der Hand:
Wann und wo ich's so empfand.

I.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des Königs Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
„Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht,
„Wie ging ich umher von Haus zu Haus,
„Und theilte den Schlummernden Segen aus!

„Wie strahlte dann morgens so mancher Blick
„Die Sonne zum ersten Mal hell zurück:
„Wie staunten einander die Glücklichen an,
„Und meinten: das hat ein Engel gethan!" —

Der König lehnt im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
„Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht,
„Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
„Nicht irr zu gehen mit meiner Gunst!

„Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
„Um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
„Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
„Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!“ —

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick,
Und träumen Beide von fremdem Glück.

Dichterfreuden.

Siehst du die blauen Berge dort
(Dein Blick erreicht sie kaum),
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fern'rer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernsten Riesen Spur?
Sie schau'n und zählen kannst du nicht,
Dein Aug' erräth sie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich sprach,
Und was ich still daheim empfand,
Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht sich dort von mir sogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir schwarz, der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt sich mich als Flattersinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein And'rer, wie ich eben bin:
Frisch, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dies
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß, —
Ich sag' es, weil's mich freut;

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich so geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wundersam,
Verstanden sich zu seh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergessen dazusteh'n.

Wer eines Freundesbusen fand,
In dem er sich beschaut,
Der preist ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menschen laut;

Und ich verschwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle schallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt im Schlaf?

Wenn sich in's Lied der Sennerin
Mein schlichtes Wort verwebt,
Und heimisch über Alpen hin
Als Abendreigen schwebt?

Wenn ein erröthend Bräutchen mir
Verstohlen eingesteht,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den spröden Sinn verdreht?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So seltsam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Brust,
Als wär's von mir ein Stück?

Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es gesteh'n:
Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
Verstanden sich zu seh'n!

Da schwatze mir ein Träumer vor
Von Selbstgenügsamkeit,
Und wie er nur dem eig'nen Ohr
Die eig'nen Lieder weiht;

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten schlägt,
Weil ihn der Gott beseelt.

Das denk' ich, ist der rechte Klang,
Der gern erwidert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben dringt.

Und wenn's der Sänger oft verspürt,
Daß es ihm so gescheh'n,
So mag er's dankbar und gerührt
Der Welt wol auch gesteh'n.

II.

Ein weißes Haar.

Ein finst'rer Mann durchschreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Der ist bei Tag ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf seinem Angesicht
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er sich ungestüm,
Sein Töchterlein, das holde,
Sitzt spielend neben ihm;

Beim sonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Rose
Am schwarzen Rabenstein.

Ermattet läßt er sinken
Sein Haupt in ihren Schooß,
Sie wühlt in seinen Locken,
Nichts denkend, absichtslos.

Da ruft sie plötzlich lachend:
„Ei, Väterchen, fürwahr,
„Da — mitten zwischen schwarzen
„Steht auch ein weißes Haar!“

Da fährt empor der Räuber; —
„Ein weißes? — wirklich Kind?“ —
„„Ja — ja — ein weißes, Vater,
„„Wenn's ihrer mehr nicht sind!““ —

Und ernster wird der Räuber,
Als er's seit langem war,
Und murmelt wie im Traume:
„Schon jetzt ein weißes Haar?!

„Nun ist es Zeit, Matteo!
„Fahr' hin, Banditenstahl,
„Komm her, du treue Büchse,
„Gibst mir wol auch ein Mahl!“

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war: —
Den hat der Herr gerettet
Durch's erste weiße Haar.

An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergessen,
Mein liebes Oesterreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich sah wol schöne Alpen,
Umweht von Balsamhauch,
Sah Paradiese Gottes, —
Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Thäler, Auen, Städte, —
Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat sie auf Erden
Zu Tausenden wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch selig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendsinn.

Du hast die ersten Freuden
So treu mit mir getheilt,
Du hast die ersten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So hast ja du kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur eine Heimat,
Weiß nur ein Oesterreich!

Denn was ich in der Fremde
Geseh'n, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

III.

Die Perle.

Ein Jüngling sitzt beim Abendschein
Am Meere sinnend und allein,
Hin über's Wasser schweift sein Blick,
Als sucht er ein entferntes Glück.

Und was ihn stimmt so weich und bang,
Es ist der Sehnsucht süßer Drang,
Und was aus seinem Auge spricht,
Weiß Jeder, nur er selber nicht.

So sitzt er, einer Myrte nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloser Hand
Der Liebsten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern schrieb,
Naht Well' um Welle leis' und lieb,
Und kost und rauscht und küßt und wühlt,
Bis sie den Namen weggespült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas Arges fast;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schicksal einst der Liebe thun?

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung sein?
Mit solchen Bildern quält er sich,
Bis längst die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hause schleicht er trüb und schwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm tröstend zu, —
Für ihn ist heute keine Ruh'!

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis sich der Abend wieder senkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hin eilt er, wo er an dem Strand
Der Liebsten Namen schrieb in Sand,
Und sieh: — da ist kein Name zwar,
Doch etwas and'res winkt ihm klar.

Ja, — eine Perle rein und hell
Liegt ausgespült zur selben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Ersatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und liest das Kleinod freudig auf;
Und bald auch schmückt' es hell und klar
Der Liebsten Stirn — am Traualtar.

Die Strickerin.

Sie saß am Arbeitstischchen,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetisch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und sah ihn sinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was sie wol denken kann.

„Ach, wenn ich nun die Maschen“ —
So dachte wol das Kind —
„Herunterlesen könnte,
„Wie sie gewachsen sind!

„Es dürft' ein nettes Büchlein
„Voll bunter Scenen sein:

„Wir arme Kinder stricken
„So manches mit hinein.

„Oft ging es froh und spielend,
„Bei frohem Wonnespiel,
„Oft ließ ich Maschen fallen,
„Weil eine Thräne fiel.

„Oft riß mir mit dem Garne
„Der Liebe liebster Wahn,
„Oft knüpft' ich mit dem Faden
„Die Hoffnung wieder an.

„Oft half ich unter Zweifeln
„Verworr'nen Knoten nach;
„Oft brach das Herz vor Wehmut,
„Indeß die Nadel brach.

„Was zagend ich gestanden,
„Was feurig er mir schwor,
„Das tritt aus dem Gewebe
„Lebendig mir hervor.

„Drum könnt' ich es so lesen,
„Was ich miteingestrickt,
„Wie fühlt' ich mich verlassen,
„Wie fühlt' ich mich beglückt!" —

So denk' ich, daß sie dachte,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wol nimmer,
Daß ich's poetisch fand.

IV.

Das Schlangenhalsband.

‚Es soll der Mensch sich,‘ wie geschrieben steht,
‚Nicht eher austhun, bis er schlafen geht,‘
Darin hat's eine Mutter einst verseh'n,
Und ist ihr deshalb arges Leid gescheh'n,

„Nimm Alles,“ sprach sie, „was ich habe, Sohn,
„So lang du hast, so hab' ich auch davon:
„Denn du bist gut und fromm und treugesinnt;
„Wem traut' ich besser als dem eig'nen Kind?“

Allein der gute, fromme, treue Sohn
Sprach nur zu bald der Lieb' und Sanftmut Hohn,
Und brach der Mutter ab an Seel' und Leib,
Und ward noch ärger durch ein arges Weib;

Und fuhr die Mutter an mit rauhem Wort,
Und trieb sie scheltend aus dem Hause fort,
Und ließ sie hilflos schmachten, wenn sie krank,
Und gab für Lieb' ihr kalten Spott zum Dank.

So saß er wolbehaglich einst am Tisch,
Und becherte mit seinem Weibe frisch,
Und legte lüstern eben seine Hand
An ein gebrat'nes Hühnlein, so da stand.

Da pocht die Mutter an die Stubenthür. —
„Die Alte führt der Kuckuck her zu mir!“
Und spricht zum Knecht: „Setz' in die Kiste dort
„Das Huhn indessen, bis sie wieder fort!“ —

Das that der Knecht; da trat die Mutter ein:
„Lass' mich, mein Sohn, nicht ganz vergessen sein,
„Mich hungert sehr, erbarm' dich meiner Not,
„Nicht Liebe will ich, nur ein Stücklein Brot!“ —

„Ei, laßt mit Eurem Betteln mich in Ruh'!“ —
Der Knecht steckt heimlich ihr ein Krümlein zu;
Schimpfworte fallen, weinend wankt sie fort,
Und was sie stöhnte, war kein Segenswort.

„Die kommt mir,“ höhnt der Sohn, „wol nimmermehr!
„Nun, Knecht, hol' mir das Hühnchen wieder her!“ —
Doch wie der Knecht den Kistendeckel hebt,
Da schreit er auf und springt zurück und bebt:

„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüssel auf,
„Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —
„Du bist ein Narr, pack' dich zum Henker fort,
„Geh', Magd, und hol' mir du das Hühnchen dort!“ —

Doch wie die Magd den Kistendeckel hebt,
Da schreit sie auf und springt zurück und bebt:
„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüssel auf,
„Anstatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —

Da springt der Sohn in wildem Eifer hin:
„Und läg' der Teufel drauf, so hol' ich ihn!“
Doch wie den Deckel von der Kist' er hebt,
Da schreit auch er und springt zurück und bebt.

Denn eine große Schlange schießt hervor,
Und ringelt sich um seinen Hals empor,
Und legt sich um die Schulter ihm wie Stein,
Und schnürt den Athem in der Brust ihm ein;

Und ißt mit ihm und trinkt mit ihm zur Wett',
Und wacht mit ihm und geht mit ihm zu Bett',
Und hebt den Kopf so wild und zischt so schrill,
Wenn er ihr Speis' und Trank verweigern will.

Und will sie wer vom Hals herab ihm zieh'n,
Um desto enger, kälter preßt sie ihn,
So daß er aufstöhnt athemlos und bang,
„Laßt, laßt! Ich muß sie tragen lebenslang!"

Und so wie der durch's Land, gezeichnet, schritt,
Trägt jeder böse Sohn sein Zeichen mit,
Ein Halsband, trotzend jeglichem Versuch,
Das Schlangenhalsband heißet: — „Aelternfluch!"

Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundschaftspfand;
Von Gold ist jener so fein und klar,
Doch dieser von schwarzem Eisen gar.

Den goldenen schmückt als Wappenschild
Ein Blütenkranz so freundlich und mild;
Den eisernen ziert als Schmerzsimbol
Ein Todtenkopf so schaurig und hohl.

Als Liebchen scheidend den goldnen mir gab,
Da sprach es: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„So oft dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
„So blick' auf den Ring und vergiß mein nicht!"

Als sterbend der Freund mir den eisernen gab,
Da sprach er: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„Und wenn dir die Sonn' am hellsten scheint,
„Denk' manchmal noch an den todten Freund!"

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich siegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heit'ren den eisernen Ring zur Hand.

Der Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm so tröstlich, wie wenn er rief':
„Ob Vieles auch stirbt, ob Vieles auch bricht,
„Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!"

Der Todtenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihm so warnend, als ob er rief':
„Ist's noch so heiter, ist's noch so licht,
„Noch ist nicht Abend, — drum juble nicht!"

V.

Das Vaterunser.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf sich voll Ergebung hin,
Und schüttet aus den tiefsten Sinn.
Und dankt für Lust, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Gesteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das Kleinste selbst nicht hehl,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es still von hinnen geht.

Der Küster, der das Weib allda
In jeder Abenddämm'rung sah,
Steigt einmal, wie sie kommt, auf's Chor,
Und legt sich lauernd auf das Ohr.
Und sieh! das Weib kniet wieder hin,
Und schüttet aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie sie spricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als sollten's echte Perlen sein.

Und sieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf sie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie sie sind,
Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach,
Und fragt sie, welch Gebet sie sprach,
Daß Gott, wie er es selbst geseh'n,
Solch' Wunder lass' an ihr gescheh'n;
„„Ach, sagt das Weib, ich weiß nur ein's,
„„Das Vaterunser, weiter kein's!""

„Das Vaterunser nur? — Ei, seht,
„Das ist ja das allermind'ste Gebet!
„Doch lerntet ihr einen Psalm gar ein,
„Wie würde das erst Gott erfreu'n!?"

Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag und Wochen bringt sie hin,
Lernt einen Psalm gar schwer und lang,
Den schönsten schier, den David sang,
Und geht in's Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie sie sich abmüht, wie sie spricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Thränen brechen hervor,
Kein Täublein sieht der Küster am Chor.

Drum als sie wieder beten geht,
Da fleht sie, wie sie sonst gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vaterunser dar.

Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf,
Und pickt die klaren Perlein auf,
Und schier vernehmbar weht sie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
„Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
„Nicht wie aus Not, nicht eingelernt;
„Gott hört auch das Vaterunser gern:
„Es ist ja das Gebet des Herrn!" —

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir selbst oft überlassen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen scheinen mir zu leben,
Voll Ernst auf mich herabzuseh'n,
Und mit der Blätter leisem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu weh'n:
„Wie wagst du's unter alten Leuten,
„Du junges Blut, so keck zu schreiten?

„Wir stehen da seit läng'ren Jahren,
„Als sie dir Einer zählen mag!

„Wo warst du noch, als wir schon waren?
„Wo trifft dich unser letzter Tag?
„Du wagst uns lächelnd anzublicken?
„Uns dünkt, du sollst dich vor uns bücken!“

Und wenn mir solches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und schleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie scheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

VI.

Ein lebendig Monument.

Monument' aus Erz und Marmor sieht man prangen weit und breit,
Mit verschwenderischen Händen lohnt itzt die Unsterblichkeit,
Ja in ganzen Pantheonen halten Helden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, stumme Conversationen.

Doch lebend'ge Monumente sind noch stets ein selten Ding,
Und doch wär' ein sprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering
So ein Name, der gesegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod, für die Zukunft eines ganzen Volk's errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er selbst nach hundert Jahren keinen Commentar noch braucht;
So ein Schriftzug, auf die Mappe einer halben Welt geschrieben,
Daß, wenn längst die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß der Fluch sein Amt doch leider! besser als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancher Orten solch lebendig Monument;
Auch auf Deutschlands Boden hat er sich errichtet mehr als eines, —
Laßt mich von den größern schweigen, — bei den Pfälzern lebt ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchschreitet, und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: wie heißt der Köter? — ‚Melac‘ sagt euch Jedermann,
Wenn ihr fragt in Hof und Hütte, — ‚Melac‘ heißen alle Hunde,
Just als wäre ‚Hund‘ und ‚Melac‘ Eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer ist's nicht alt.
Melac war's, der Wüthrich, einstens, der den Mordbrand hier geschwungen,
Der sein fränkisch Würgerliedlein deutschem Ohr hier vorgesungen;

Der sich mit so blut'ger Feder einschrieb in der Pfälzer Herz,
Daß zu seinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der sie wie ein Bluthund hetzte, der gleich Hunden sie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, stößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er schlug, wird er geschlagen,
Und in jedem Hunde muß er seines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos sein finst'rer Geist
Um die Weiler und Gehöfte, die er einst verwüstet, kreist,
Wittert ihn die wilde Meute und verfolgt ihn unter Heulen,
Wüthend, daß sie ihren Namen muß mit dem Gespenste theilen.

Besuch und Gegenbesuch.

In stiller Kirchhofecke steht ein Stein,
Worunter ein geliebter Freund mir ruht;
Es dient der Stein dem Platze nur zur Hut,
Merkzeichen nur, nicht Denkmal will es sein.

Da wandl' ich oft hinaus beim Abendrot,
Wenn meine Seel' ihr Gleichgewicht verlor,
Und poch' an meines Freund's granit'nes Thor,
Und klag' ihm einsam weinend meine Not.

Oft streicht dann leis' ein Lüftchen mir vorbei,
Als wär's ein Trosteswort, von ihm gehaucht;
Oft schaut ein Blümchen, plötzlich aufgetaucht,
So klug mich an, als ob's sein Bote sei;

Bald wirft die Sonn' im Scheiden solchen Schein
Auf die metall'nen Lettern ‚Wiederseh'n!'
Daß sie als gold'ne Wahrheit vor mir steh'n,
Kurz — ohne Trost verlass' ich nie den Stein.

Wenn früher, nicht in stiller Mitternacht,
Erwidert mir mein Freund den Grabbesuch,
Und kommt zu mir, doch nicht im Leichentuch,
Nein, ganz zu jenem, der er war, erwacht.

Mit jugendlichem Antlitz, klarem Blick,
Mit sanfter Red' und warmem Druck der Hand
Besucht er mich, hält meinen Fragen Stand,
Und lehrt mich lächelnd dulden mein Geschick;

Und spricht mit mir von Tagen, die dahin,
Und malt mir Tage, die ihm — Gegenwart,
Indeß mein Herz noch bangend ihrer harrt,
Und scheidet erst, wenn ich getröstet bin. —

Und so besuchen wir einander oft,
Bis einst zwei Stein' in jener Ecke steh'n,
Und es nicht Not mehr, auf Besuch zu geh'n,
Weil wir vereint sind, wie wir's längst gehofft.

VII.

Der Meister und sein Bau.

Schon steht er losgeschälet von Brettern und Gerüst
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küßt;
Der Bau ist stark und riesig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten steht der Meister, der ist so schwach und klein.

„Nun,“ ruft er, „ist's vollendet! Was erst auf Pergament,
„Steht in der Welt nun offen, wo's jeder nennt und kennt!
„Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
„Ragt hier von tausend Händen für tausend Jahr erbaut.

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieses Werkes Wand,
„So rückt' ich doch keinen Pfeiler von seinem Gestelle los: —
„Ich schuf's, und Gott nur bricht mir's! — Ha, Mensch, wie bist du groß!“

Er ruft's und starret trotzig empor zum Wolkensitz,
Gleich einer leisen Rüg' im Osten zuckt ein Blitz.
„Doch seltsam," beginnt er ernster, — „was ich geheim erdacht,
„Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht.

„Mein Werk ist's nur, und sieht doch so übergroß auf mich;
„Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht sagen: Brich!
„Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr' im Grab,
„Und stünd' dann auf, so säh' es noch stolz wie heut herab.

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen des eig'nen Werkes Wand,
„So riss' ich doch wol keinen von allen Pfeilern ein: —
„Ich schuf's und kann's nicht brechen! — Ha, Mensch, wie bist du klein!"

Der Baum der Lieder.

„Nun wiederum ein Blättchen!"
So sag' ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieses hier.

„Nun wiederum ein Blättchen,
„Und also Blatt auf Blatt,
„So lang das junge Bäumchen,
„Noch Mark und Leben hat!"

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmal dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh' der Winter
Noch kommt mit seiner Not,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Dastehen, kahl und todt?

Wirst du, wenn man am liebsten
Noch Grünes möcht' erspäh'n,
Nicht einst ein Blättchen suchen,
Und ach! kein Blättchen seh'n?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu schwer!
War's jemals echte Blüte,
So stirbt ihr Keim nicht mehr.

Es ist der Baum der Lieder
Wol der getreuste Baum;
Sich aus sich selbst verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er säuselt seinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flüstert wol dem Wand'rer
Noch seinen Namen zu.

VIII.

Die sieben Jungfrauen.

Ihr sieben Jungfrau'n, weh euch dort
Auf eurem Felsenneste!
Die Keuschheit ist ein schwacher Hort,
Wo Frechheit sitzt zu Feste.
Und wär't ihr rein wie Märzenschnee,
Viel Schnee ist schon zerflossen;
Denn was dort flimmt, ein Flammensee,
Sind Attila's Genossen.

Sie zieh'n heran, sie zieh'n herauf
Des Schwarzwalds breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wuth entstrahlt den Blicken.
Schon sah'n sie roth im Sonnenschein
Das Schloß am Felsen kleben,
Wo jene Jungfrau'n hold und rein,
Gleich sieben Heil'gen leben.

Schon haust im öden Felsenschloß,
Wo sonst nur Psalme schallten,
Ein frecher, böser Hunnentroß
Mit zügellosem Walten.
Von Becherklang und Zechersang
Erdröhnt's mit wildem Wüthen;
Die sieben Jungfrau'n zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getrost, ihr Jungfrau'n! Steht ja doch
An heil'ger Waldesstelle,
Zu schirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle;
Wol hat sie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr fest und glaubenreich
In Nöthen ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Ein Pfad zum Wald gezogen,
Ist tief im finst'ren Bergesschlund
Gehau'n in engem Bogen.
Die Jungfrau'n flieh'n auf diesem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Lustgesang
Des Berges Rippen zittern.

Ach Gott! da braust's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrath,
Und hintendrein die Rache.
Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die Sieben auf,
Zuklappt die eh'rne Pforte.

Doch schreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wuth gebe, was Verrath nicht gab,
Sie geh'n, das Thor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böse Sinn,
Zu Aexten die Begierde,
So strecken sie geschäftig hin
Der Eichen stolze Bürde.

Schon wälzt sich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunk'ne Zecher,
Um zu entweih'n das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er sich, schon fällt er vor,
Zu schänden die Kapelle.
Umsonst — da läßt nicht Spalt, noch Thor,
Sich mehr erspäh'n zur Stelle.

Geschlossen sind durch Gottes Macht
Die Pforten wie die Scheiben,
Das Kirchlein ward zum Felsenschacht,
Und trotz dem eitlen Treiben.
Zur Tann' an moosumwachs'nem Spring
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erst das Glöcklein hing,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderschachtes Mund
Ertönt ein seltsam Klingen,
Recht um aus tiefen Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen;
Das sind die Jungfrau'n hold und rein,
Die singen aus den Steinen:
„Und müßt' es durch ein Wunder sein,
„Der Herr beschützt die Seinen!"

Geständniß.

Heureuse la beauté, que le poète adore!
A. de Lamartine.

„Ja, — Cynthia, so murmelt noch die Flut
„Des Anio durch Tibur's Felsgesteine,
„Noch lispelt's: Laura! in Vauclüsens Haine,
„Und wenn schon lange dies Jahrhundert ruht,
„Wird in Ferrara's stolzen Marmorhallen
„Eleonora's Name noch erschallen.

„Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
„Beglückt der Name, den sein Mund besungen!
„Er schwebt lebendig noch auf Engelszungen,
„Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt;
„Was man vom Dichter mag Erhab'nes sagen,
„Theilt Ihr sich mit, für die sein Herz geschlagen!" —

So rief im Selbstgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preisen,
Und wänd' auch ein Petrark aus seinen Weisen
Ihr einen ewig duft'gen Liederstrauß;
Oft muß sie ihrer Zukunft gold'ne Strahlen
Mit einer düstren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger schwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in sein Stübchen fällt.

Gehuldigt will das Weib dem Gatten wissen, —
Er singt sein Lied auch zwischen Felsenrissen.

Die Schöne will dem Dichter Alles sein, —
Er aber hat der Muse sich verschrieben;
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, scheint's allein;
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Busen,
Sonst eifern sie, und wär's auch mit den Musen.

Wir sind ein sonderbares Volk fürwahr:
Wir wissen manchmal selbst uns nicht zu fassen,
Oft wollen wir uns störrig schelten lassen,
Oft legen wir die Seelen offen dar:
Und will man uns um unser Inneres fragen,
So können wir's wol singen, doch nicht sagen,

Gar kluge, treue Augen thun uns Not,
Die leicht bemerkend leicht auch übersehen,
Die, wo ein and'res blind ist, uns verstehen,
Und mild uns schonen, wo ein and'res droht;
Und fast nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Ist auch die Kunst, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil sie vielbeneidet lebt im Liede;
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen „Friede"
Am Lorbeerzweig, der Laura's Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wol an Tasso's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen!

IX.

Die Todtenfeier.

Am Hügel bei Sanct Jacob, von dem ihr Basel schaut,
Da sitzt ein lustig Völkchen und singt und bechert laut;
Da schäumt in hellen Humpen der blutigrothe Wein,
Da freut sich Mann und Mädchen im herzlichen Verein. —

Es war vor langen Jahren wol auf demselben Platz,
Daß sich die Väter schlugen für ihren höchsten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tausend stürmt' heran,
Ein winzig Häuflein setzte sein kostbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk so laut herbei,
Und läßt in Humpen schäumen den blutigrothen Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmal ein fremder, hochweiser Mann hinzu,
Und sprach zu einem Schweizer: „Ei, Freund, was becherst du?
„Der Wein, von dem du trinkest, wie schmeckt er dir doch gut,
„Und wuchs vielleicht so blutig aus deines Ahnherrn Blut?

„Wo eure Väter ächzten, da singt und jubelt ihr,
„Wo ihre Knochen modern, seid ihr zum Reigen hier!?
„Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Todtenkreuz' umher,
„Solch' weltliches Frohlocken ziemt hier sich nimmermehr!" —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann sich bemeisternd spricht er: „Ei, thut nicht so empört!
„Mag immer hier im Becher der blutigrothe Wein
„Von meines Ahnherrn Blute so roth geworden sein!

„Mag immer, wo ich stehe, Gebein der Väter ruh'n;
„Ich schwinge doch den Becher und glaube recht zu thun!
„Sie haben hier verblutet für uns'res Landes Glück,
„Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

„Verdrießen, denk' ich, müßt' es sie noch in ihrem Grab,
„Wenn wir das Gut mißkennten, das einst ihr Blut uns gab:
„Der Jubelsang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freu'n,
„Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wolklang sein!" —

Der Schweizer ruft's und leeret sein Glas mit nassem Blick,
Der fremde, weise Mahner zieht sich beschämt zurück,
Und rings ertönt: „Nichts ehret wol mehr den großen Mann,
„Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!"

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln sich in's Herz hinein:

Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame sein.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan,
Und, die müden abzulösen,
Wogen frische lüstern an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergess'ner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang.

X.

Die Pestjungfrau.

Wehe, wehe! durch die Straßen geht sie wiederum bei Nacht,
Sie, die alles Blut gerinnen, alle Pulse stocken macht;
Ihr voraus der bleiche Schrecken, neben ihr die dürre Not,
Hinter ihr der blöde Jammer, und sie selbst — der schwarze Tod.

Wo sie Nachts vorbeigegangen, sieht der Morgen keine Lust,
Kalt noch klammert sich der Säugling an die kalte Mutterbrust,
In der Braut erstarrten Armen liegt erstarrt der Bräutigam,
Bei dem Alter liegt die Jugend, bei der Freude liegt der Gram,

In des Kriegers Aug' erloschen ist die Glut des Heldenblicks,
Aus des Priesters Hand gesunken ist das heil'ge Kruzifix,
Ueber Leichen kriecht das Leben, halb schon Leiche mühsam fort,
Und der Liebe blieb kein Balsam, und dem Troste blieb kein Wort.

Wer sie ist, das wissen alle, weh! es ist — die Pestjungfrau!
Aber keines Menschen Auge sah die Schreckliche genau.
Stieg sie plötzlich aus der Erde, schlich sie längst schon lauernd nah,
Flog sie aus den Wolken nieder? — Niemand weiß es, — sie ist da.

Wenn die Menschen schauernd sitzen um die Ampel dann und wann,
Pocht's um Mitternacht gar leise dreimal an die Scheiben an:
Klirrend öffnen sich die Flügel, und bei fahlem Mondenschein
Langt, mit rother Schärp' umwunden, eine weiße Hand herein.

Wehe, wo die rothe Schärpe, wo die weiße Hand erschien!
Alles Roth muß dort erbleichen, alles Leben muß dort flieh'n;
Qualmend, wie aus allen Fugen, strömt des Todes Odem aus,
Bis die Räume leer geworden, und verödet steht das Haus.

Nur vom Schlosse des Starosten hält die Spröde lang sich fern;
Erst die Knechte will sie morden, eh' sie sich vergreift am Herrn.
Trauernd in der stillen Halle sitzt der gute Herr allein,
Fühlt in seinem edlen Herzen tausendmal der Seinen Pein.

Horch, da pocht es auch im Schlosse dreimal einst um Mitternacht,
Daß aus seinen tiefen Sinnen plötzlich der Starost erwacht. —
„Bist du's", ruft er, „ha, willkommen! Allzulang schon harr' ich dein!" —
Und mit rother Schärp' umwunden greift die weiße Hand herein.

Und der Schloßherr schnellen Sprunges war er auf, faßt' an die Hand,
Nahm sein Schwert, worauf der Name Jesu und Mariä stand,
Hieb vom Leib des Ungeheuers Schärp' und Hand mit einem Streich, —
Kalt her blies es, einem langen eis'gen Todeshauche gleich.

Ausgestorben war am Morgen des Starosten ganzes Schloß,
Todt er selbst und Weib und Kinder, Castellan und Knecht und Roß,
Doch verschwunden aus dem Gaue war die böse Pestjungfrau,
Tausend Herzen jauchzten dankend ihren Psalm zum Himmelsblau.

Abstand.

Wenn von der Wolken schwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes saust daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wol ist es schwer.

Wenn eines Stromes Ader springend
Des Landes Herz, die Stadt, umschwillt.
Was es gehegt, im Nu verschlingend, —
Wol gibt's ein grauses Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durch's Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wol sinkt uns muthlos Haupt und Hand.

Wenn brausend oft von wildem Gähren
Die Erde birst in falschen Weh'n,
Begrabend nur, statt zu gebären, —
Wol ist's um Menschenglück gescheh'n.

Wenn Elemente sich erheben,
Um uns zu öffnen unser Grab:
Wir sind in ihre Macht gegeben,
Weil sie ein Größ'rer ihnen gab.

Was sie auf unser Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht ist es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geschenkt, er nimmt's durch sie.

Doch wenn uns Menschenbosheit quälet,
Wenn Muthwill' unsre Blüten knickt,
Wenn Uebermuth, zum Kampf gestählet,
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt:

Wenn falsche Größe spielt mit Wehe,
Wenn Rohheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Thorheit rasen sehe:
Dann schwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungestüm;
Dem Menschen mag der Mensch drob zürnen
Denn arger Frevel ist's von ihm.

XI.

Die Bestellung.

'Wir sitzen so traulich beisammen,
'Und haben einander so lieb!'
So sangen wir erst noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und sah'n uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläsern,
Und saßen wieder stumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebensitzenden Freund,
Und sprach: „'s ist Zeit zum Aufbruch —
„Sonst wird noch heute geweint!"

Und als wir nach Hause schritten,
Die schweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder,
Die späte Stund' erklang,

Und als die Häuser standen,
So still und geisterbleich;
Da ward uns um die Herzen
Gar wundersam und weich.

Vor'm Thore seines Hauses
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als sollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

„Leb' wol," begann er, „und morgen —
„Nicht wahr, — wir werden uns seh'n?" —
„Ja, — morgen seh'n wir uns wieder," —
So sprach ich — und wollte geh'n.

„Wir müssen uns morgen sehen —
„Die Hand drauf!" — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir schieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich ging, schlief, träumte wie immer,
Stand Morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und Abends ging ich wie immer,
Und suchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn suchen:
Ich gab ja die Hand ihm drauf. —

Ich poch' an seiner Thüre,
Die alte Magd erscheint;
Ich frage sie: „Ist er zu Hause?" —
Sie nickt mit dem Kopf und weint.

„Was ist es, Mütterchen?“ frag’ ich;
„Ja,“ sagt sie, „das war schnell!
„Heut früh noch war er so freundlich, —
„Jetzt liegt er todt zur Stell!“

„Todt?“ ruf’ ich — „Todt“ so weint sie;
Ich stürz’ ungläubig hinein, —
Da liegt er auf seinem Bette,
Beim Himmel — das ist nicht Schein!

Wie, wie nur ist er gestorben?
Genug, er starb, — er ist todt!
Das Schicksal steht nicht Rede, —
Genug, er starb, — er ist todt!

Und schweigend sitz’ ich nieder,
Und fasse die kalte Hand;
Mir war, als wär’ er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Mir war, als kläng’ es von ferne
Durch’s Zimmer schaurig und trüb:
‚Wir sitzen so traulich beisammen,
‚Und haben einander so lieb!‘

Lust und Schmerz.

Mensch, wenn ein Mensch vor dir erscheint
Mit menschlich froher Brust,
Was denkst du dann im stillen, Freund,
Von seiner hohen Lust?

Ist dein Entzücken voll und rein,
So du darüber hast?
Wird's eitel ganze Freude sein,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen so,
Dann denk' ich stets bei mir:
„Du, guter Mann, du bist so froh,
„Stehst gar so selig hier,
„Schlürfst all' das bischen Fried' und Freud'
„In diesem Stündchen ein,
„Und denkst nicht, wann dir nach der Zeit
„Je wieder so wird sein?

„Wer weiß, du guter Ohnenot,
„Der du so munter bist,
„Wer weiß, ob dieses ‚Heute roth'
„Nicht ‚Morgen todt' schon ist.
„Wer weiß es, ob du diesen Trank
„Nicht mit dem Tode trinkst,
„Ob nicht vom Rosenbette blank
„In's Rasenbett du sinkst!

„Wer also, denk' ich dann so fort,
„Wer also darf sich freu'n
„Da schon das erste Blatt verdorrt,
„Wenn wir das letzte streu'n?
„Wer kann vom Herzen munter sein,
„Wenn Nacht den Tag berührt,
„Und oft der gold'ne Freudenwein
„Zum Todtenweine wird?!" —

Doch, Menschen, wenn ein Mensch vor euch
Im schmalen Sarge liegt,

Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Händ' an's Herz geschmiegt, —
Was denkt ihr dann, durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vor'm Spiegelbild?
Seh' ich dem Todten in's Gesicht,
So werd' ich weich und mild.

„Ei!" denk' ich mir, „du stummer Mann,
„Du hast es nicht so schlecht:
„Versöhnt sieht uns dein Antlitz an,
„Und Alles ist dir recht. —
„Und doch hinwider, wenn man's nimmt,
„So hast du's, o! recht schwer:
„Dein Saitenspiel ist abgestimmt,
„Kein Lautner stimmt dir's mehr!

„Was je darüber fuhr und klang,
„Es fuhr und klang umsonst,
„Dein Heimgang ist ein stiller Gang,
„Und stumm ist's, wo du wohnst!
„Drum denk' ich, rüstig aufgespielt,
„So lang die Saite hält:
„Nur ein Land gibt es, wo man fühlt,
„Nur eine laute Welt!" —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erschien,
Und sah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Dess' ist ja grad das Menschenherz
So höhnend sich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Lust!

XII.

Vogelweide.

Walther von der Vogelweide
War ein wack'rer Sängersmann,
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt' er seine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt' und sang aus Herzensgrund,
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund;

That sich Zwang in keinem Dinge,
Recht so wie der Vogel singt,
Der da singt, damit er singe,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und so wie der Vogel eben
Sich bald da, bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben, —
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze schon hat Walther
Eingeläutet mit Gesang,
Bis auch seinem frischen Alter
Einst das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt' er nieder
Seinen morschen Wanderstab,
Bat im letzten seiner Lieder
Um ein stilles Sängergrab.

Bat, daß sie das Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Der da hohl an seinen Ecken,
Hohl auch oben möge sein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich klare Flut,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Mulde streue
Man alltäglich frisches Korn,
Daß der Vogel baß sich freue,
Träf' er Atzung auch am Born. —

Was er wünscht', es ward vollzogen,
Korn und Wasser fehlte nie, —
Und so kam's zum Grab geflogen
Schaarenweis', voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitschert' es schon drauf,
Wenn der Mond durch Wolken schaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht so eine Vogelweide
Gab es, wo im kühlen Hag
Walther von der Vogelweide,
Nie des Lied's entbehrend, lag.

Dichter-Alter.

Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Omnibus his (merita privantur) tempora (lauro).
Nach Virgil (*Aen. VI. 662*).

Es ist kein Segen mehr, ein Dichter sein,
Einst war's ein Segen, selbst im Alter Segen:
Nachsommer gab's noch, späten Sonnenschein,
Und Blumen noch, um sie auf's Grab zu legen.

Wetteifernd flocht das jüngere Geschlecht
Den grauen Locken seines Sängers Kränze,
Und macht' ein Bett aus Rosen ihm zurecht,
Und freute sich, daß noch sein Auge glänze.

Und maß sich selbst an ihm, und lauschte gern
Dem süßen Nachklang aus entschwund'nen Tagen,
Und wünscht' ihm lange noch die Stunde fern,
Die ihm als Dichter längst vorausgeschlagen. —

Das ist vorbei! — Die ungeduld'ge Zeit
Will Jugend, Tag, — kein Alter, kein Verdämmern,
Kein Werden auch, — nein, Urvollkommenheit,
Und fert'gen Stahl gleich ohne Glut und Hämmern.

Wie Pallas aus der Stirn des Zeus, so springt
Der neue Gott in's raschbewegte Leben;
Ein kühner Griff in's Saitenspiel, — es klingt,
Und tausend gleichgestimmte Herzen beben.

Bewundert durch die Länder zieht er hin,
Gefolgt vom Heer nachäffender Begleiter,

Hoch zu den Sternen trägt er seinen Sinn,
Da ruft die Zeit: „Bis hieher und nicht weiter!“

Ihm macht's nicht bang, die Saiten schnell vertauscht,
Den Ton gewechselt wie die Mod' ihn fordert,
Und wieder ist er Herr, die Menge lauscht,
Er altert und verglimmt nicht, — er verlodert!

So will's die Welt, die alterscheue Welt; —
Ein alter Dichter, armer Mann des Spottes!
Das Standbild deiner Mus' ist längst zerschellt,
Gras überwuchs den Tempel deines Gottes.

Geh' — sag' nicht, daß du sangest! Daß du sangst,
Ist dein Verbrechen, lass' es niemand wissen,
Der Kranz, um den du einst so glücklich rangst,
Er würde dir mit Hohn vom Haupt gerissen.

Sie thun es jetzt den Cannibalen nach,
Die ihre Väter, um in alten Tagen
Sie zu bewahren vor des Siechthums Schmach,
Mit frommer Hand, bei Festgesang, erschlagen.

Drum wecke nicht der jungen Helden Wuth,
Sie haben Recht: denn sie sind jung, sie singen, —
Du hast gesungen; wenn für einst auch gut,
Jetzt würd' es dennoch wie ein Mißton klingen.

Und hast du einst auch manches Herz gelabt,
Jetzt stirb, — und lass' dich mit dem Trost begraben:
„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
„Wird einmal wieder eine für sich haben.“

Dritte Lese.

Mag Euch Alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meistern nicht!
Wenn Ihr etwas nur gefunden,
Das Euch mehr zum Herzen spricht!

I.

Die beiden Gräber.

Zwei feindliche Geschlechter wohnen
In Spaniens alter Königsstadt,
Die nichts in ihrem Hasse schonen,
Des tiefsten Grolles nimmer satt.
Das Fluchkorn, so die Väter säten
Im Taumel blinder Eifersucht,
Gepfleget wird es, statt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am starren Gletscherhange
Die Alpenrose freundlich glüht,
So ist, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmste Lieb' auch hier entblüht.
Alphons, des einen Hauses Erbe,
Wächst hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um sie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt sich nicht bedeuten,
Was nicht geschehen soll, geschah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht sich und liebt, seit es sich sah.
Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,

Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Glut entglomm.

Wol sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und dies erwärmt, wo jene sprießt.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen;
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
Wer ist wol glücklicher, als sie?
Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
Ihr Leid ist ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
Selbstschöpfer einer eig'nen Welt:
Wenn sie mit dem Geschosse spielen,
Das, eh sie's ahnen, wol schon fällt;
Wenn sie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht, —
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verschlingt den Tropfen ihrer Noth.

Doch endlich trifft der Pfeil; verrathen
Wird, was er längst geahnt, dem Haß,
Bedroht sieht er die Höllensaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.

Doch Liebe soll ihm nicht zerstören
Den langgebauten, eh'rnen Plan:
Der Eine mag den Sohn nicht hören,
Der And're grollt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alphonso'n mit des Fluches Grau'n,
Gebeugt ist dort von wildem Toben
Lorenza's krankes Haupt zu schau'n.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt sich hier und dort die Noth; —
Doch Liebe findet ihre Flügel,
Wenn nirgend anders — doch im Tod.

Und diesem reifen sie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So scheint's: — denn beide bricht ein Jahr.
Zu Beiden tritt an einem Tage
Der düstre Friedensengel ein;
So sargt sie mit verhaltner Klage
Der Aeltern Haß im Todtenschrein.

Nur daß man ihnen Eins erfülle,
Verlangten sie der Welt noch ab:
Beisammen — hieß ihr letzter Wille —
Beisammen wünschten sie ihr Grab.
Wie feilscht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbst um dies Recht noch mit dem Tod;
Allein des Richters Spruch bestimmte:
Der letzte Wille sei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus;

Hier schläft Alphons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza schlummernd aus.
Doch fühlt der Haß sich's nicht verleidet,
Und mitten auf den schmalen Raum,
Der schonend beide Gräber scheidet,
Pflanzt er — erfindrisch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund.
Und wirklich scheint es so zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schooß der Erden
Verzweigt er seinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man sieht sie unten durch sich zwängen,
Wie sich um's Korn die Hülse flicht.
Und dichter schwellen sie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Aeltern seh'n's mit schwäch'rem Grollen,
Durch Zufall einst am Grab vereint,
Sie wissen selbst nicht was sie wollen,
Ihr Aug' beschämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Maienlicht:
Das Herz sich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

An die Unduldsamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch so gern und schnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Priester,
Morgen schon ihr Quäler ist.

Sieh! wie sie die Achseln zucken,
Seh'n sie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Brust zur Scheibe gibt;

Seh'n sie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwiedrung sucht,
Wie dem Herzen jede Knospe
Reift zu einer gold'nen Frucht;

Seh'n sie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, läng're Nächte
Kargend oft sich weggespart.

Und doch träumten diese Richter,
(Ist's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damals den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun schelten diese Kalten
Den, der thut, wie damals sie.

Damals, — wären sie der Erde
Herrn gewesen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück, als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen sie die Schaufel
Ihrer Seelenlosigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Dessen Frucht auch sie erfreut.

Und nun lohnen sie mit Spotte,
Was zu haben sie sich freu'n,
Gleich als wollten sie verläugnen,
Daß sie dadurch glücklich sei'n.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beschaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verschwand!

Jede Spur, daß dieses Auge,
Das mit Seitenblicken straft,
Auch einmal zur Wiege diente
Namenloser Leidenschaft;

Jede Spur, daß diese Lippen,
Die nun kalter Hohn entstellt,
And're Lippen suchten, fanden,
Und nicht küssenssatt geschwellt;

Jede Spur, daß dieser Busen,
Den nun strenger Ernst umhüllt,
Nur gepreßt an einen andern
Sein entfesselt Blut gestillt;

Jede Spur, daß diese Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dies Haar sich ließ berauben,
Zum Entgelt für schön'ren Schmuck;

Daß der Mensch, an dessen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dies Antlitz auch geworben,
Um dies Weib sich auch gesehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm.

II.

Des Menschen Bild.

Der Dänenkönig Sigar saß trüben Angesicht's;
Er rief die Schaar der Freunde, — sie kam, — doch sprach er nichts.
Und endlich hob er langsam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und sprach mit inn'rem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, gestrebt,
„Hab' lange mit den Menschen als Mensch geirrt, gelebt,
„Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
„Und dennoch weiß ich nimmer zu sagen, wer ich war.

„Meerwogen lass' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
„Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
„Für Alles hab' ich Bilder, was fliegt und steht und quillt,
„Und dennoch such' ich immer umsonst für mich ein Bild!

„Was ist der Mensch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
„Was ist der Mensch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
„Er ist zu groß ein Würmchen, zu klein ein Gott zu sein,
„Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

„Sein Bild ist nicht die Schlange, sein Bild ist nicht der Aar: —
„Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
„Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell:
„Er schaffe mir vom Menschen ein treues Bild zur Stell."

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit still erhob'nem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen sieht die Menge dem sond'ren Maler zu. —
„Das ist der Mensch, o König, — das," spricht er, „bist auch du!
„In diesem Zirkel schaust du des eig'nen Leib's Geschick:
„In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub zurück.

„In jenem aber schaust du der eig'nen Seele Glück;
„In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht, zurück!" —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wischt mit seinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Thun, als wüßt' ich mich allein;
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eig'nen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr;
Schein' ich euch nur Gift zu saugen
Aus dem Becher der Natur;

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verschwendet kein Bemüh'n,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu zieh'n.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geist, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Rast.

Keines Vorwurf's herbe Rede
Macht mich irr in meinem Thun;
Eh sie abgethan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum Ruh'n.

Seht das Meer wenn seine Wellen,
Aufgewühlt von inn'rem Krampf,
Grollend auf einander schwellen,
Und entglüh'n im Bürgerkampf!

Thorheit dann, die Flut zu streicheln,
Daß sich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balsamtropfen schmeicheln,
Daß sie ruhig werden soll;

Thorheit auch, sie drob zu geißeln,
Daß sie möge stille steh'n: —
Sie wird ihre Wirbel kräuseln,
Ihr mögt drohen oder fleh'n.

Seht, so ist's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Brust;
Oft im Stürmen und im Schwanken
Feiern sie ganz eig'ne Lust.

Darum wollt mich dann nicht stören!
Sei der Himmel noch so grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau.

III.

Der närrische Küster.

Ein eisiger Decemberwind
Durchsaust die öde Flur,
So weit der Nebel schauen läßt,
Nicht eine Lebensspur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo still der Küster wohnt,
Da färbt ein matter Flammenschein
Den grauen Horizont.

Der Wand'rer, der des Weg's verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu schau'n; —
Doch kommt und sieht er, wo er steht,
Dann faßt ihn fröstelnd Grau'n.

Den närr'schen Küster sieht er dort
In kalter Nacht allein;
Der sitzt gekauert auf ein Grab
Bei mattem Flammenschein.

Ein morsches Brett ist, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein sinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Grau'n hat eig'nen Reiz;
Nicht merkt, so scheint's, der Küster ihn; —
Er lauscht an einem Kreuz.

Der Küster aber sitzt und sinnt,
Und schaut in's Flammenlicht;
Sein Leib ist starr, sein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Der Pilger ahnt wol was es sei,
Tritt vor den stillen Mann,
Und da er nicht erstaunt ihn sieht,
Spricht er ihn freundlich an:

„Gott sei mit euch! Es saust so kalt,
„Daß mir's ganz frostig wird;
„Und ihr sitzt bei so karger Glut, —
„Wie kommt's, daß ihr nicht friert?“ —

„„Bei dieser Glut — ich frieren? — Ha!
„„Mir ist recht wol zu Muth!
„„Ich brenn' ein Brett von Liebchens Sarg:
„„Das gibt gar warme Glut!““

Maß für Schmerzen.

Ihr scheltet meinen Unmuth — Traum,
Und spottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längste Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und schwach,
Und kindisch meine Thränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenlosem Sehnen.

„Ein Stündchen,“ sprecht ihr, „trüben Blick,
„Und Alles dann vorüber;
„Und doch erkennst du nicht dein Glück,
„Und jammerst wol noch drüber!

O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo sie sich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Brust
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Lust,
Wer sänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken;
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knäul ist ihr der kleinste Gram,
Woran sie zerrt und windet,
Bis sie so tief in's Rütten kam,
Daß die Geduld ihr schwindet.

Das Fünkchen selbst ist ihr ein Brand,
Woran sie bläst und schüret,
Bis sie sich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe spüret.

Dann bricht sie los, dann flammt sie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raschem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum messet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eig'nen Herzen.

IV.

Die Gräfin von Querfurt.

Am schönen Quellbrunn einsam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er so sinnet im Stillen erbaut,
Das singen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Kessel schwer,
Darüber ist ein Mantel gedeckt,
Als wäre drin was Geheimes versteckt.

Und wie sie so huscht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Kessel ein wimmernd Geschrei,
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
„Weib!" fragt er, „was trägst du so heimlich darin?"

Das Weib, erschrocken, es stammelt schnell:
„„Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!""
„Ei, Wölflein?" — „„Hündlein!"" — „Lass' doch seh'n,
„Vielleicht möcht' eins zu Gesichte mir steh'n!"

Das Weib setzt ab mit verstörtem Blick,
Der Heilige streift die Hülle zurück:
„Herr Gott! Nicht Hunde, — das sind ja fürwahr
„Acht Kindlein, wie kaum sie die Mutter gebar!“

Das Weib sinkt niedergedonnert in's Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und sie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angst:
„Gestehe, so wahr du dein Heil verlangst!“

„„Herr!““ schluchzt sie, — „„vergebt! Sie sind nicht mein,
„„Graf Gebhard auf Querfurt nennet sie sein.
„„Euch, seinem Bruder, ist's wol bekannt,
„„Wie daß er gezogen in fremdes Land.

„„Indeß gebar ihm die Gattin daheim,
„„Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
„„Ihr wißt, Herr Gebhard ist rauh und wild,
„„Dem leichtlich das Herz vor Unmuth schwillt.

„„Beschwerliche Reden führt' er sogar,
„„Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
„„Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
„„Als gar neun Würmlein sie vor sich sah.

„„Mit grollendem Herzen wird er sie seh'n,
„„Als wär's nicht mit rechten Dingen gescheh'n;
„„Wird ehrlos schelten Kinder und Weib,
„„Wird wild sich vergreifen an ihrem Leib.

„„Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
„„Das neunt' und stärkste nur bleibe daheim!
„„So überwältigt' in bangem Gewühl
„„Des Vaters Rauhheit der Mutter Gefühl.““

Der Heilige schaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein und Kindlein dann weichgestimmt,
Besprengt sie tausend mit heiliger Flut,
Und spricht: „Sie bleiben in meiner Hut!

„Geh heim und sag', es sei vollbracht,
„Und hülle das grause Geheimniß in Nacht.
„Ich will für sie sorgen, was auch da kommt,
„Der Herr wird's wenden so wie es frommt!"

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein sich an;
Aufblüh'n sie, so wie er's von Gott sich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küßt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und starrt ihn an und seufzt vor Qual, —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre steigen in's Zeitengrab
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab;
Ihm scheint's im Geiste wol vorzugeh'n,
Als sollt' er die Heimat nicht wieder seh'n.

Drum eilt er zu seinem Bruder hin,
Und spricht ihn mit warmer Rede zu Sinn,
Und sagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt sich's beschwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid;
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefst ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als sie zerknirscht in Thränen versinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt sich und winkt,
Und siehe! durch's Thor, herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich rot die Wangen vom Jugendschein,
Sind's neun in einem und einer in neun.

Und wie nun des jungen Lebens so viel
Sich rührt und regt in lust'gem Gewühl,
Und wie sich's um Vater und Mutter drängt,
Und schmeichelnd an Knie, und an Arme sich hängt;

Da schmilzt wol des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Thränen sich hin;
Da ist bei einander groß' Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
„Du ließest mich, Herr, nicht werden zu Spott!
„Lass' werden die Aeltern den Kindlein gleich:
„Denn ihrer ist ja das Himmelreich!"

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverlässig und geschwind;
Ein Laut, ein Schrei — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust,
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwol der Erste nicht empor:
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmal auch der Erste sein,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

———

V.

Der Falschmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen steht ein Mann,
„Von schwerer Schuld belastet, klagt er sich selber an;
„Sein Haar ist wirr, sein Antlitz verstört, sein Auge starr,
„Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!"

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
„Ihr Herrn," beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
„Zu richten und zu strafen ist euer heilig Amt:
„So hört denn mein Verbrechen, und richtet und — verdammt!

„Die schwerste Schuld, wie heißt sie?" — Die Richter meinen: „„Mord!""
Der Fremde lacht: „Die garst'ge, nächst kleinere sofort?" —
„„Verrath!"" so meint der Richter. — Der Fremde lacht: „Und dann?" —
„„Falschmünzerei!"" so heißt es. — „Halt, Herr, nun sind wir dran!

„Falschmünzerei! — da habt ihr's! Ei seht, ihr klugen Herrn,
„Die setzt ihr an als Drittes? — Ihr hälfet mir wol gern! —
„Ich sage sie ist ärger, als Mord, als Hochverrath!
„Falschmünzer, ja das war ich, — beschönigt nicht die That!"

„„Falschmünzer?"" fragt der Richter, „„wo münztet ihr und wie?
„„Betriebt ihr's mit Genossen? Bekennt und nennet sie!"" —
Der Fremde spricht, wie höhnend: „Ihr Herrn, verstellt euch nicht,
„Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir in's Angesicht!

„Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohsinn, Liebe, Muth?
„Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erlosch'ner Glut?
„Das fing mit seinen Reizen ein unerfahr'nes Kind,
„Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böse Menschen sind!

„Das Mädchen gab mir Liebe, gab Alles — Alles mir,
„Und was — merkt auf, ihr Herrn, — was gab ich ihr dafür?
„Ich münzte falsche Schwüre, — sie nahm sie an für baar;
„Ich münzte falsche Thränen, — sie nahm sie an für wahr.

„Ich münzte Treu' und Tugend — sie nahm sie an für Gold,
„Und unecht, falsch, erlogen war, was ich ihr gezollt.
„Sie schien sich reich, sie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
„Doch als sie sich enttäuschte, da sank sie in das Grab.

„Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? — Das Eisen tödtet schnell.
„Was ist Verrath? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'.
„Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,
„Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

„Drum sprecht, ihr Herrn, mein Urtheil, ich bin darauf gefaßt,
„Ich kann sie nimmer tragen, die bange Sündenlast;
„Allnächtlich hör' ich's donnern: Falschmünzer, kauf' dich los!
„Ersetz', ersetz'!" — Unmöglich! — die Summe ist zu groß!" —

Die Richter steh'n erschüttert, und rufen insgesammt:
„Berathet's mit dem Himmel, das ist nicht unser Amt;
„Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
„Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrath!"

Da lacht der Fremde grinsend, da weint er wieder drein:
„O Unglück!" — ruft er, „unwerth des Henkerbeils zu sein!" —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in seiner Noth,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

Weltsinn.

Es dreht der Menschen Streben
Sich um ihr eig'nes Heil;
Führt nur ihr Pfad sie eben,
Sei jeder and're steil.

Sie graben sich wie ehern
In's eig'ne Selbst hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigst die Hand beflissen, —
Sie lachen deiner Müh'; —
Du zeigst die Brust zerrissen, —
Und Dornen reichen sie.

Du weisest auf Ruinen
Zerfall'ner Seelenruh', —
Sie seh'n mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigst, du könntest lieben,
Und fändest nur kein Herz, —
Sie schelten übertrieben
Und kindisch deinen Schmerz.

Du zeigst, du könntest schaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn, —
Sie stumpfen dir die Waffen,
Und trüben deinen Born.

Du zeigst dich warm für's Gute,
Doch arm an gutem Rath,
Sie rütteln dir am Muthe
Durch Spott und falsche That.

Was kümmert sie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfst dir glücklich scheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert sie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Müh'n?
Wenn nur nicht ihre Seelen,
An gleichen Ketten zieh'n.

Drum suche nicht bei Andern
Belehrung, Rath und Licht;
Sie lassen Jeden wandern,
Wohin —? sie kümmert's nicht.

Sie gönnen ihm die Reise,
Wohin es ihm behagt,
Wenn' er nur ihrem Gleise
Nicht frech sich näher wagt.

Drum still, du Herz, da drinnen,
Sonst bist du schlimm bestellt:
Es läßt sich nichts gewinnen
Im Treiben dieser Welt!

Verschweige deine Freuden,
Verschweige deine Pein,
Vertrau' in Lust und Leiden
Zumeist auf dich allein!

VI.

Legende.

Einst ging, wie's oft geschehen ist,
Auf Erden wieder der liebe Christ,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sanct Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen sie denn eines Tags
Auch in ein Oertchen geringen Schlags,
Zu groß, um eben ein Dorf zu sein,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an allem nur zunächst,
Wo Schlimm und Gut beisammen wächst;
Dem Herrn dem stand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er sich's beseh'n von innen.

Am Sonntag war's, zur Vesperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche fast voll zu schau'n
Von zierlichen Herrn und schmucken Frau'n;
Das war ein Rauschen von seid'nen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuspern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wischen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geistlich Lied zu singen.

Der Herr vernahm es, und ging weiter,
Kopfschüttelnd folgt' ihm sein Begleiter.

Jetzt kamen sie vor den Ort hinaus,
Da stand ein unansehnlich Haus,
Und aus dem Hause scholl und klang
Ein lauter fröhlicher Gesang.
„Halt, Petrus," rief der Herr, „lass' seh'n!"
Und blieb vorm Fenster lauschend steh'n.
Beim flackernden Span am Eichentisch
Saß dort ein Kränzchen munter und frisch,
Großvater und Enkel, Aeltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor sich ein schlichtes Essen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemessen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie sie so saßen in ihrer Lust,
Da that sich auf so Mund als Brust,
Und laut gesungen von dem Kreise
Klang eines Volkslied's munt're Weise.
Der Herr, der lehnt' am Fenster still,
Wie einer, der nicht stören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebste Aug- und Ohrenweide.

Sanct Petro währt' es schon zu lang,
Drum that er sich nicht länger Zwang,
Und sprach: „Mein Meister, sagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht, wie ich's deute,
Da steht und lauscht Ihr immer noch
Dem simplen Singsang dieser Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geistlich Lied so kunstreich sang,

Da gingt Ihr also schnell vorbei,
Als ob euch verdröße die Melodei."

Darauf der Herr mit Lächeln spricht:
„Mein Petrus, das verstehst du nicht.
Dort sangen sie geistliche Lieder zwar,
Voll Kunst, doch aller Andacht bar;
Hier singen sie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunst, doch voll Natur,
Und mitten unter Lust und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und sieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man sieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es seinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,
Es wendet und windet sich allzu schräg:
Volkslieder aber, wie Kinderstimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

Wettstreit.

Zum Liederdichter spricht der Dramendichter:
„Was braucht es da Beweis noch oder Richter?
„Du gibst ein Blümchen, ich — die ganze Flur,
„Ich — einen See, Du — einen Tropfen nur.

„Die ganze Menschheit — ich, in Lust und Schmerzen,
„Du — Perlen nur aus einem Menschenherzen;

„Ich gebe den Palast, Du — einen Stein,
„Das Mammut — ich, Du nur — ein Käferlein.“ —

Zum Dramendichter spricht der Liederdichter:
„Ich singe für den Freund, nicht für den Richter;
„Im kleinsten Blümchen blüht ein Lenzgedicht,
„Im Tropfen glüht ein Funke Sonnenlicht.

„Ein einzig Herz umschließt im engen Rahmen
„Der ganzen Menschheit Possenspiel' und Dramen,
„Und dankbar nimmt der Christ vom Pilgersmann
„Ein Steinchen auch aus Sions Tempel an.

„Und rühmst du mir des Mammuts Riesenglieder,
„So blick' nicht spottend auf den Käfer nieder:
„Ein Wunder gilt's, und großer Raum ist dein,
„Macht kleinrer Raum das große Wunder klein?“ —

Da tritt ein Freund der Dichtkunst zwischen Beide:
„Ein Gleichniß,“ spricht er, „kenn' ich, das entscheide:
„Ein groß Gehäuse ziemt der großen Uhr,
„Ein klein Gehäuse ziemt der kleinen nur.

„Ob jene schlage mit gewalt'gem Hammer,
„Ob diese leise pick' in stiller Kammer,
„Ist nur das Werk in beiden gut und echt,
„Wozu dann streiten? — Beide geh'n sie recht.“

VII.

Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe steht das Haus,
Die Raublust wüthet darin mit Graus;
Die Mutter stirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter stürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt sie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, schmuckes Dirnlein, wohin so schnell?"
So ruft, sie verfolgend, der wilde Gesell.
„Komm her, mich verlangt es nach solchem Schatz:
„Die Fackel leuchtet, geräumt ist der Platz.

„Was kümmert mich Rache, was Gold und Gestein?
„Hier kann ich Alles in Allem sein!
„So lüstern bleich hat der Schreck dich gemalt,
„Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt.

„Sieh her! das Eisen so blutigroth,
„Wol blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
„Wol führ' es so glatt in's Herzchen auch dir, —
„Doch leben sollst du mir, — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie knistert die Glut,
„Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
„Wie lustig ist es, dem Tode zum Hohn,
„Zu ärnten des Lebens beneidetsten Lohn!?“ —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauser als Mord;
Sie fühlt des Herzens entsetzlichste Pein;
Verfallen in rohe Gewalt zu sein.

Da ist kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verschmäh'n:
Doch wenn sie zum Wahnwitz erwachsen ist,
So hat die Verzweiflung auch ihre List.

So sinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und spricht wie verzagt:
„Oh schone meiner, ich bin deine Magd!

„Ich will dir leben! — Denn sieh! dein Schwert
„Mir schadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
„Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
„Das Manchem den Leib schon gestählt und gefeit.

„Du hast — (nicht wissend, daß du den Tod
„Nicht geben mir kannst) — mich verschont in der Noth;
„Du zogst dein Schwert, das über mir hing,
„Zurück von mir um geringen Beding.

„Darum hab' Dank und schalte mit mir!
„Und willst du, so sprech' ich, zum Lohne dafür,
„Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
„So Manchen schon unverwundbar gemacht!“ —

Der Krieger stutzt, das ficht ihn an
Den albern-rohen, betäubten Mann.
„Lass' hören," — ruft er, — „das käme mir recht,
„Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht schlecht!" —

„Wohlan!" – so beginnt sie, und sinkt in's Knie, —
„Merk' auf, und vergiß das Sprüchlein nie:
„‚Alleiniger Gott, der die Unschuld schützt,
„‚Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

„‚Umgib mich mit Deinem Schirm und Schild,
„‚Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
„‚Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
„‚Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil!' —

„Es ist gescheh'n! — Nun, Krieger, versuch',
„Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
„Versuch's, hol' aus mit dem Schwert weit, — weit:
„Ich bin den Streich zu empfangen bereit! —

„Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
„Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
„Hol' aus mit dem Schwert! Hier ist die Brust:
„Ich bin meines Spruch's mir kräftig bewußt!" —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob sie ihn Wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt sie vor ihm;
Hinstarrend bereut er den Ungestüm.

„Hab' Dank," so stöhnt sie, „hab Dank, mein Gott!
„Du ließest die Unschuld nicht werden zu Spott!
„Ab hast du gewendet — den giftigen Pfeil! —
„Bewahrt — mein Herz, — bewahrt mein Heil!"

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wol tief in des Kriegers Herzensnacht;
Sein Taumel zerrinnt, — sein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
Zum ersten Male wie ein Schauder an.

Die Karthausen.

Im Süden gibt es Karthausen
(Sie werden die Stillen genannt),
Worinnen Mönche hausen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieser Gebäude
Schau'n ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anstrich von Freude,
Und keinen Anstrich von Schmerz.

Kein Fenster und keine Pforte
Ist rings von außen zu seh'n,
Es ist an diesem Orte
Wie unter Gräbern zu steh'n.

Doch innen mitten im Hause,
Da schimmern viel Fenster entlang,
Aus allen schallt Gebrause
Von Orgeln und heil'gem Gesang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein,
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenschein.

Da rauscht es voll grünender Bäume,
Da ist Alles so wol bestellt,
Wie ein Land glückseliger Träume,
Wie eine besondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln
So traut und gemeinsam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Bedäucht sie ein Traum nur mehr. —

Wie diese stillen Gebäude
Und die stillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide
Dem ergriffenen Menschensinn.

So schließen oft die Gedanken
Ihre Fenster nach außen zu.
Vergessen das irdische Wanken,
Und freu'n sich der geistigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Für's äußere Leben das Thor,
Und wandeln zu ernsterem Ziele
Gemeinsam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil starr oft scheint mein Gesicht:
Im Innern blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

VIII.

Das Pilgerhemde.

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen zieh'n des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfen Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tages mit Staunen an,
Und fragt ihn, schauend, was er leide:
„Wie kommst du zu so blankem Kleide?

„Weß Landes bist du, Christenhund?
„Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
„Wie oder hast du Blut wie Schnecken,
„Zu blaß, um Linnen zu beflecken?“ —

„Ich bin ein Ritter,“ spricht der Christ,
„Deß Heimaterde Deutschland ist;
„Zu Metz auf meines Schlosses Mauern
„Lass' ich ein Weib um mich vertrauern.

„Als ich beim Scheiden sie umfing,
„Und sie wie sterbend an mir hing,
„Da gab sie mir dies Hemd zum Pfande
„Der Treue mit in ferne Lande.

„‚Nimm's hin und trag' es‘, sprach mein Weib,
„‚Es komme nicht von deinem Leib;
„‚Als ich den Flachs dazu gesponnen,
„‚Ist manche Thräne drein geronnen,

„‚Und unter brünstigem Gebet
„‚Hab' ich's für dich gebleicht, genäht;
„‚Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
„‚Dich wie ein Amulet bewahren!‘ —

„Und also dünkt es mich fürwahr,
„Denn blank und rein ist's immerdar,
„Quoll oft auch über wunde Glieder
„Manch Tröpflein Blut's mir drauf hernieder.

„Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
„Es ward nicht mürb, kein Faden sprang,
„Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
„Es ist, als käm' es erst vom Bleichen.

„Das muß der Hausfrau Keuschheit sein,
„Dadurch ward dies Gespinnst so rein:
„So lang sie treu und keusch geblieben,
„Wird nichts mir seine Weiße trüben!“

Der Sultan hört die sond're Mähr',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und seine Fahrt nach Deutschland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven zieh'n,
Um ihre Liebe sich bemüh'n,
Und sie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und bestricken.

„Ich will doch sehen, wenn sie fällt,
„Ob wol sein Hemd die Farbe hält!“
Der Sultan denkt's mit argen Sinnen;
Der Seemann segelt schnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforscht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft sie in des Schlosses Mauern,
Versenkt in namenloses Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiederseh'ns Unmöglichkeit,
Der Witwen freudeloses Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umsonst! sein Säckel ist geleert,
Sein Schmeichelvorrath aufgezehrt;
Sein schlaugewog'nes Listgetriebe
Zerstiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum schickt er sich zur Heimkehr an; —
Da tritt an's Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil seine Klänge lieblich weh'n,
So läßt der Türk' es gern gescheh'n,
Damit ihm durch des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze. —

Schon nimmt nach rasch durchmess'nem Lauf
Die ferne Heidenschaft sie auf;
Der Sultan hört die selt'ne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Fast grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein süß Gefühl,
Wie er's wol in den frohsten Stunden
In seinem Harem nicht empfunden.

„Wähl' ein Geschenk dir!" spricht er einst,
„Ich bin wol gnäd'ger als du meinst:
„Wenn hell wie Gold die Saiten klingen,
„Der mag auch gold'ne Frucht ersingen!"

„Herr!" fleht der Sänger, „nicht Metall
„Verlang' ich für des Herzens Schall!
„Durch deiner Christensklaven einen
„Würd' ich mir reich vergolten meinen!"

Der Sultan winkt, und aus dem Thor
Treibt man die Sklavenschaar hervor;
Da sieht der Sänger unter allen
Zuerst das weiße Hemde wallen.

„Den,“ ruft er, „König, gib mir frei!“ —
Der König nickt voll Huld: „Es sei!“
Und dankend eilt mit seiner Beute.
Der Pilger seelenfroh in's Weite.

Bald nimmt ein Schiff die Beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raschem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel däucht ihn sein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu zieh'n,
So soll er schon der Heimat Grün,
Des deutschen Landes Blütenauen,
Des eig'nen Schlosses Zinnen schauen.

Da spricht der Sänger tiefgerührt:
„Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
„Nur wolle mir zum Angedenken
„Ein Stücklein deines Hemdes schenken.

„Es soll so unzerstörbar rein,
„So wundersam gewoben sein,
„Drum möcht' ich's gern auf meinen Reisen
„Der Welt beglaub'gen und beweisen!“

Da trennt der Christ ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's seinem Führer, will ihm danken,
Und weinend seine Knie umranken;

Doch dieser kehrt sich schweigend ab,
Setzt weiter seinen Pilgerstab,
Und grüßt nur schmelzend noch vom weiten
Ihn mit den Klängen seiner Saiten. —

Schon sieht er seiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die seiner Züge längst vergessen,
Die Gattin an sein Herz zu pressen.

Sie sieht ihn, stürzt mit Thränenlust
An seine langentbehrte Brust;
Die Qualen dreier Jahre schwinden
Wie Schnee in diesem Wiederfinden.

Da drängt sich Fest an Fest und Klang
An Klang und Jubel an Gesang,
Liebkosung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnerung malt das Herbste milder.

Doch an der heit'ren Zärtlichkeit
Stößt sich gar bald der finst're Neid,
Und raunt, zu schwarzer That verschworen,
Dem Burgherrn spöttelnd in die Ohren:

„Du glaubst, die Gattin weint' um dich?
„Sie litt so manchen Fant um sich;
„Zwölf Monden trieb sie fern vom Hause
„Sich wüst umher im Weltgebrause." —

Der Funke zündet; grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Fest
Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend riethen.

Nun als das laute Fest begann,
Klagt er die Gattin wüthend an,
Und höhnt ihr schmähliches Beginnen;
Sie aber wandelt still von hinnen.

Ein Viertelstündchen kaum verrann,
Da tritt zum Tisch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither;
„Das ist mein Führer!“ ruft der Ritter.

„Ich war's,“ so spricht mit sanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemd's hervor mit Schweigen,
Um der Versammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von sich,
Und ruft: „Nun, Gatte! kennst du mich?“ —
Der Burgherr schaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen stürzt er hin;
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und Aller Lippen in dem Kreise
Ertönen laut zu ihrem Preise:

„Heil deutscher Weibertreue, Heil!
„Von ihr prallt ab des Hasses Pfeil;
„Sie mag in Nöthen und Gefahren
„Uns wie ein Amulet bewahren!“ —

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald ist's in mir wieder Sonnenschein.

Mein Vater steht darinnen oben an,
Er schrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!“ — doch es g'nügt, — er war's,
Noch denk' ich blutend seines Sterbejahrs.

Zunächst les' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Das sie noch einmal leise segnend sprach,
Als fern von mir ihr Herz im Tode brach.

Dann les' ich manchen Freund noch, dessen Hand
Nun nicht mehr schreibt, wenn nicht im bess'ren Land;
Aus ihren Lettern spricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch mancher Sänger, dessen Liederklang
Wie Balsam in die wunde Brust mir drang;
Auch manchen Lehrer, dessen gold'nes Wort
Mich mir enthüllte, les' ich dankbar dort.

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Glut und Sinn,
Des ganzen Liebelebens Wiederstrahl,
Das wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
„Was dir dein Vater war, das sei mir — Du!“
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — sein Sprüchlein ist gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchlose Stammbuch ist — mein Herz.

Drum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz schreib' ich die Lieben mir:
Wer seine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt!

IX.

Charles Bessières.

(1813.)

Vor seinem Zelte sitzet
Der Marschall im Dämmerschein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein;
Vor Lützen war es, am ersten Mai,
Die Truppen marschirten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

„Herr Marschall, laßt's Euch munden,“
So spricht der Adjutant,
„Es dürft' einen Fasttag geben,
„Das Feld hier ist bekannt;
„Wer weiß, ob ein Tropfen die Kehl' uns netzt,
„Eh' morgen wieder, so wie jetzt,
„Der Zeiger weist auf Vier.“

Der alte Marschall lächelt:
„Ei, laßt die Sorge sein,

„Mir ahnt, ich brauche heute
„Nicht Imbiß und nicht Wein;
„Der Herr hat Jedem sein Ziel gesetzt;
„Erinnert Euch des, wenn wieder, wie jetzt,
„Der Zeiger weist auf Vier.“

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsstund' heran;
Schon regt sich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
„Gedeckt muß eher der Hohlweg sein,
„Dann rüstig mit Gott in den Feind hinein!“ —
Der Zeiger rückt auf Vier. —

Der alte Marschall reitet
Voraus mit seinem Troß:
Da schwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann sinkt vom Roß.
Der Marschall erweist ihm die letzte Ehr',
Da schwirrt es wieder, da stürzt auch der, —
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durch's alte Heldenherz;
Knapp an ruht unversehrt die Uhr,
Die Räder standen stille nur,
Der Zeiger weist auf Vier.

Sie führen des Marschall's Leiche
Zu seiner Gattin zurück;
Sie heißt sie mit Thränen willkommen,
Sie fragt mit schmerzlichem Blick:

„O sagt mir, **wann** er sein Ende fand?“
Sie legen die Uhr in ihre Hand,
Der Zeiger weist auf Vier. —

Auch sie ist heimgegangen,
Verrauscht ist jede Spur;
Nur im verlassenen Zimmer
Hängt einsam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt sie dort,
Der Zeiger weist auf Vier.

Trostreiches Sterben

Um eine Fliege ist's ein kleines Ding,
Für unsere großen Dichter zu gering;
Wir kleinern mögen uns damit befassen,
Was mag sich auch von Fliegen sagen lassen? —

Ei seht! — Für's erste sind sie flink und frisch,
Sodann gesellig, Gäst' an jedem Tisch,
Keck, sagen wir, als ob, was wir so schelten,
Nicht könnt' als Liebe zu den Menschen gelten.

Und wie gewandt sie sind! Wer läuft, wie sie,
Kopfüber an der Deck', und fällt doch nie?
Sie haben Flügel, solche Thierchen Flügel,
Und unser Fuß erlahmt an einem Hügel.

Froh sind sie auch, und ach, wie froh sie sind!
Was braucht zu seiner Freud' ein Menschenkind!
Ein Abendstrahl durch eine Kerkerlücke,
Und hundert Fliegen sonnen sich im Glücke.

Und wenn der Herbst Marienfäden spinnt,
Und wenn des Jahres Sand zur Neige rinnt,
Und wenn der Frost aus feuchten Wänden schauert,
Da hab' ich euch, ihr Thierchen oft bedauert!

Da sucht ihr bänglich alle Winkel auf,
Da taumelt ihr wie schwindelnd oft im Lauf,
Und summt, als wolltet ihr's einander klagen:
„Du, frierst du auch? Mein Stündlein hat geschlagen!"

Doch nein, so trostlos sei das Scheiden nicht!
Sieh, dort das Fenster hell vom Abendlicht!
Der lieben Sonne letzter lauer Schimmer,
Des Herbstes Abschiedsgruß vom dumpfen Zimmer!

Ha! sieh, da fliegt's von allen Seiten her,
Und drängt sich an die Scheiben, matt und schwer,
Und summt und sonnt sich einmal noch, und weidet,
Sich satt im lauen Lichte, bis es scheidet.

Und hundert Leichen zählt das Morgenrot. —
Das nenn' ich trostreich sterben seinen Tod;
Da lern', o Fürst der Schöpfung, von den Fliegen,
Des Todes Stachel wolgemuth besiegen!

Nicht kau're, wenn Spätsommer dich umgraut,
Dich feig in's Dunkel ohne Lust und Laut;
Empor, hinaus, und wär's zum letzten Male,
Und trostreich stirb am heit'ren Sonnenstrahle!

X.

Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weis' und klug,
Nebstdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein schöner, loser Gesell,
Und wollt' ihr Freier sein zur Stell.

Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie sieht ihm aber in's Herz hinein;
Sie ahnt den lustigen, leichten Sinn,
Und hofft sich dessen keinen Gewinn.

Doch fühlt sie dabei hinwider, wie tief
Manch Ernsteres ihm in der Seele schlief;
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und stellt ihm solchen sond'ren Beding:

„Ich sag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
„Doch so Ihr wollet mein Gatte sein,
„So müßt Ihr's beschwören mit heil'gem Eid,
„Zu thun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

„So oft Ihr, bevor zwei Jahre verweh'n,
„Den Priester seht zu dem Kranken geh'n,
„So schließet Euch an und bittet ihn,
„Daß er Euch lasse mit sich zieh'n!

„Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
„Und nehmt's Euch jedes Mal ernst zu Sinn. —
„Wofern Ihr das thatet in dieser Zeit,
„Dann kommt und holt Euch bei mir Bescheid!"

Der Junker denkt: „Nun immerhin!
„Es haben die Dirnen so eig'nen Sinn;
„Drum, Solches zu thun in dieser Zeit,
„Beschwör' ich mit einem heil'gen Eid!"

Und wie nun des Meßners Glöcklein schallt,
Da springt er auf und thut sich Gewalt,
Und folgt dem Priester und bittet ihn,
Daß er ihn lasse mit sich zieh'n.

Oft wenn er mit Zechern spielt und singt,
Und plötzlich des Meßners Glöcklein klingt,
Muß er verlassen Saus und Braus,
Und geh'n aus dem Freuden- in's Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbrust,
Im Wintersturm, in Sommerlust,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an seinen Eid.

Und eh' zwei Jahre ganz entrauscht,
Da ist der Junker wie umgetauscht;
Wo ist sein lustiger, loser Sinn?
Sein Lebenstaumel wo ist er hin?

Erst seit er dem Tod in's Aug' geseh'n,
Glaubt er das Leben zu versteh'n;
Erst seit er erkannt des Menschen Leid,
Weiß er zu schätzen des Menschen Freud'.

Und zu der Jungfrau weiſ' und klug
Zieht jetzt ihn ein weit ſüß'rer Zug;
Hat er ſie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit ſcheuem Muth.

Sie aber lieſt ihm's im Auge leicht,
Daß ſie ihr edles Ziel erreicht:
„Jetzt ſchlag' ich," ruft ſie, „mit Freuden ein,
„Ein frommer Mann muß glücklich ſein!"

Tagesleben.

Tagüber lebt der Menſch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie ſonſt der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die ſein Daſein weben,
Iſt ſeltſam hier verwechſelt und verkehrt.

Der Morgen hebt auf ſeinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tauſend Pulſ' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da ſteht der Menſch und gleicht dem rüſt'gen Greiſe:
Auf's Leben ſchaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reiſe,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die süßen Schwärmereien sind vergessen,
In denen ihn das jüngste Spätrot sah;
Ein neues Leben soll er bald durchmessen,
Und frohbereit und ruhig steht er da. —

Nun flammt der Tag heran mit seinen Treiben,
Und sieh! zum Mann ist schnell der Greis verjüngt:
In's Leben stürzt er ohne Rast und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt. —

Da kommt der Abend leisen Schritt's gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht;
Sie wird nun still und ruft auf ihre Wangen
Der süßen Liebe schwärmerisches Rot.

Der Mensch bemerkt, was seiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn;
Von neuer Glut fühlt er die Brust beseelet,
Zwar neu für jetzt, doch einst empfunden schon.

Zum träumerischen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmut läßt er kommen in sein Herz,
Beschwört die alten Träume sich hernieder,
Und tränkt mit alten Thränen alten Schmerz. —

Und weiter rückt die Zeit, die Farben bleichen,
Die Zungen ruh'n, die Lichter brennen ab,
Die Wesen schau'n sich an, wie starre Leichen,
Es legt die Nacht sich auf das weite Grab.

Wo ist der Jüngling nun? Er ist verschwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im Finstern graut,
Wie von Gespenstern fühlt er sich umwunden,
Und fröstelnd weint er seinen Jammerlaut.

Gestalten schaut er, die er nie gesehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zusammen schraubt.

Nach Langem erst sieht er die Sterne blinken,
Sein Kindersinn schöpft Muth aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, seine Wimpern sinken,
Und weinend wie die Kinder schläft er ein.

XI.

Heilsberg.

Von Ordruf zog der fromme Winfried aus,
Und trug des Glaubens Wort von Haus zu Haus,
Von Herd zu Herd, daß jede Feuerstelle
Der Christuslehre milder Strahl erhelle.
Und wo er streute seine Friedenssaat,
Da keimte frommer Sinn und gute That,
Da schmolz, wie Eis bei'm Lenzhauch von den Firnen,
Der Trotz der Rohheit von Barbarenstirnen.

So zog er auch durch's Thüringergebiet,
Wo stolz die Winterswand herniedersieht,
Und über eine düst're Thälergruppe
Die Hugsburg niederdräut von schroffer Kuppe.
„Halt ein," so warnten sie den frommen Mann,
„Zu jener Feste wag' dich nicht hinan!

„Bleib' hier im Thale, du bist sanft und mild,
„Herr Hugo droben ist so rauh und wild;
„Du reichst den Gläubigen die Lebensspeise,
„Herr Hugo zecht und schlemmt nach Heidenweise;
„Du opferst Gott, dem Herrn, am Weihaltar,
„Herr Hugo bringt den Götzen Opfer dar.
„Wo hinterm Schlosse ringsher, um den düstern
„Tanzboden, schaurig Urwaldstämme flüstern,
„Wo toll die Hessa's ihren Reigen schlingen,
„Und Odin's Priester Kampfbardiete singen;
„Wo Blut der Kriegsgefang'nen tränkt den Herd,
„Da dünkt Herr Hugo sich der Götter werth.
„Drum, frommer Windfried, zügle deinen Muth,
„Zu kostbar ist für seinen Stahl dein Blut."

„Mich schützt der Herr," so spricht der fromme Lehrer,
„Wo Irrthum haust, dort nah' ich als Bekehrer;
„Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar vom Haupt,
„Wofern mein Herr und Gott es nicht erlaubt:
„Er hieß mich Seelen für sein Reich ihm werben,
„Und sein bin ich im Leben und im Sterben."

Und muthvoll, ein Verlorner, steigt der Mann
Den steilen Pfad zur Hugoburg hinan;
Nicht wankt sein Fuß, nicht zittert seine Hand,
Nicht bebt sein Herz, — sein Glaube hat Bestand.

Horch! plötzlich klirrt und rasselt Waffenklang,
Jetzt nah, jetzt näher, rings den Forst entlang,
Und durch das Heer von Stämmen bricht, gleich Tigern,
Ein zweites Heer von stämmig wilden Kriegern.

„Was suchst du, Graukopf?" herrscht den frommen Mann
Herr Hugo selbst mit wilder Drohung an.

„Dich!“ ist des Greises ruhiger Bescheid. —
„Mich? — nun, so wiss' es Thor im Spötterkleid,
„Der du schon lange säst in meinen Gauen,
„Jetzt soll dein Gott an dir die Aernte schauen!
„Ich will dich mäh'n in diesem heil'gen Hain,
„Und in Walhalla soll drob Freude sein!“

Schon blitzt das Schwert. — „Was soll der Waffenklang?“
So schallt es plötzlich fernher, eine Stimme,
So sanft und klar, wie kindlicher Gesang,
Und unabweislich selbst dem tollsten Grimme.
Das ist Herrn Hugos holdes Töchterlein,
Die weiße Blum' in diesem blut'gen Hain.
Sie naht, von ihren Frauen geführt, — kein Kind,
Und doch geführt, — die zarte Maid ist — blind.

„Was gibt es, Vater?“ ruft sie angstbeklommen,
„Sind böse Franken schon in's Land gekommen,
„Daß Schwerter klirren, Kampflärm braust im Wald,
„Und Tod verkündend deine Stimme schallt?“ —

„Kind! — Winfried,“ ruft er, „ist in meinen Händen,
„Kein Herz mehr soll er mir von Odin wenden!
„Das Haupt will ich ihm von den Schultern schlagen,
„Und sterbend mag er's seinem Gotte klagen!“

Der blut'gen Drohung folgt ein grimmer Blick,
Doch zuckend prallt sein Aug' vom Greis zurück;
Denn der steht da, so ernst, so still, so stark,
So ganz ein Gottesmann in Geist und Mark,
Sein großes Aug' in's Herz des Drängers senkend,
Und dann es sanft empor zum Himmel lenkend,
Daß sich kein Schwert und keine Hand mehr regt,
Und keines Baumes Wipfel mehr bewegt.

Herr Hugo wagt zuerst ein Wort: „Vernimm,
„Tollkühner, zügeln will ich meinen Grimm,
„Vollbringst du mein Begehr durch deinen Gott;
„Wo nicht, so trifft dich Tod, — ihn aber Spott! —
„Sieh hier mein Kind, mein liebes, theures Kind,
„So jung, so gut, so lieblich, — aber blind.
„Wenn du es heilst, bevor drei Tag' entschwanden,
„Das Aug' ihm lösest aus der Blindheit Banden,
„Daß es die Welt, die schöne, schauen kann,
„Dann will ich bau'n auf deinen Gott, o Mann! —
„Doch bleibt es blind, hat dein Gebet nicht Kraft,
„Es zu befreien aus des Dunkels Haft,
„Dann will ich niemals in Walhalla's Auen
„Der Götter leuchtende Versammlung schauen,
„Versiegen soll der Wein in gold'nen Schalen,
„Und Odin's Antlitz nie mir gnädig strahlen,
„Wofern nicht, eh der dritte Tag verflog,
„Der Götter Hain dein Blut als Opfer sog!"

„Der Herr ist auch im Schwachen stark," so spricht
Der Greis, — „ich hoff' auf Ihn, du zweifle nicht!
„Drei Tage gabst du Frist, — es möge sein,
„Doch bleibt drei Tag' auch deine Tochter mein!
„Ein heilig Werk kann ich mit dir nicht theilen,
„Ich muß sie pflegen, denn ich soll sie heilen."

Und mit sich führt der fromme Greis die Maid;
Sie folgt ihm duldsam voll Ergebenheit,
Und lauscht begierig seinem Wort und Lied,
Das süßbewält'gend durch die Seel' ihr zieht;
Und horcht entzückt, wenn er die Erd' ihr malt,
Wie hell die Sonn' auf grüne Fluren strahlt,
Und wie das Ohr ein Bettler, im Vergleich
Mit dem Genuß, woran das Aug' so reich,

Und wie es dennoch Menschen gebe, die,
Gesunden Auges, blinder sei'n, als sie,
Weil sie von innen blind sind, Gott nicht seh'n,
Und ohne Lieb' im All der Liebe steh'n,
Drum soll das Herz sich nur dem Licht erschließen,
In's Auge wird's der Herr schon selber gießen.
In solcher sinnigen Betrachtung schwand
Der erste Tag dahin; die Jungfrau fand
Mit einem Mal ein Etwas in der Brust,
Deß sie sich vordem niemals ward bewußt;
Ein inn'res Schauen, wie durch einen Flor,
Als quölle Licht vom Herzen ihr empor,
So mächtig, um noch einst mit blinden Augen
Verwandtes Licht von außen einzusaugen.

Am andern Morgen aber führte sie
Der Greis hinaus auf einen sanften Hügel.
Vom Wald her klang der Vögel Melodie,
Durch's Laub hin säuselte des Westes Flügel,
Und aus den Blüten quoll's wie Opferduft,
Und laue Strahlen thauten aus der Luft.
Und hinknie'n hieß er sie, und wendet' ihr
Das Antlitz gegen Osten, und besprengte
Die Augen ihr mit Thau. — Da war es schier,
Als ob sich alles Blut ihr aufwärts drängte,
Zusammenströmend auf das Augenpaar,
Das, lichtlos, sonnenwärts gerichtet war. —
Und Winfried sang ein Lied zu Gottes Preise,
Die Jungfrau fiel mit ein in seine Weise,
Und hob und hob sich höher stets hinan,
Als fühlte sie ein süß Behagen dran,
Den vollsten Kuß der Sonne zu empfangen,
Und unter leisen Wimperzucken rann
Manch kühle Thrän' auf ihre heißen Wangen. —

„Ach Vater,“ rief sie plötzlich, „ist das — Seh'n?
„Vor meinen Augen ist ein seltsam Dreh'n,
„Ein buntes Ringen, Zucken, Blitzen, Brennen,
„Mir unbekannt, ich weiß es nicht zu nennen!“

„Mein Kind, das ist kein Sehen,“ spricht der Greis,
„Doch aber mag dir's gelten, als Beweis,
„Daß Gott, der solch ein neu Gefühl dir schafft,
„Zu Größerm auch, zum Größten hat die Kraft!“

„Ja — Vater, bete! Sieh, ich thu' es auch!
„Dein Gott ist groß, gewiß, das ist sein Hauch!
„Wie lau es mich umfließt, welch mächt'ger Schein,
„Ist das nicht Seh'n, wie muß das Seh'n erst sein!“ —

Am dritten Morgen aber führt er sie
Vor's väterliche Schloß, in stiller Früh',
Als noch die Nebel durch die Thäler schlichen,
Und allgemach nur längs dem Strom entwichen.
Dort führt' er an des Berges freien Rand
Sie mit verbund'nen Augen bei der Hand,
Und hieß sie ruhig harren, bis er käme,
Und ihr die Binde von den Augen nähme.
Er aber warf sich abseit betend hin,
Und rief zu Gott empor mit gläub'gem Sinn:
„Herr nicht um meinetwillen soll's gescheh'n,
„Nicht, um mich armen Diener zu erhöh'n,
„Um Deinetwillen lass' es mir gelingen,
„Um Deines Glaubens willen, großer Gott,
„Daß er in's Herz der Heiden möge dringen,
„Und in Anbetung wandeln ihren Spott! —
„Lass' es gescheh'n der treuen Magd zu Liebe,
„Daß ihre inn're Blindheit auch zerstiebe;

„Denn sieh! ihr Herz — es sehnet sich nach Dir;
„Erbarmer, hab' Erbarmen auch mit ihr!
„Du hast ob eines einzigen Gerechten
„Zurückgehalten Deines Zorns Gericht; —
„O gib jetzt tausend kommenden Geschlechten
„Durch zweier Augen Licht das ew'ge Licht!"

Er ruft's, da reißt der Dämm'rung Nebelflor,
Und wie Verheißung strahlt die Sonn' hervor.
Vertrauensvoll erhebt er sich und eilt
Zur Jungfrau, die noch leise betend weilt;
Und löst die Binde sacht' ihr vom Gesicht,
Und beugt das Haupt ihr niederwärts und spricht:
„Mein Gott, der Herr, vergißt der Frommen nie:
„Du bist geheilt, schleuß auf das Aug' und — sieh'!" —
Ein Blick — ein Schrei,
Und starr und stumm,
Wie blitzgetroffen sinkt sie um.
Da stürmt es waffenrasselnd herbei,
Herr Hugo ist es, er schreit voll Wuth:
„Du hast sie getödtet, das zahlt dein Blut!"

Da regt sich die Jungfrau und blickt umher,
Ihr Aug' ist noch unstät, die Wimper noch schwer;
Jetzt blinzend noch durch die Finger scheu,
Jetzt kühner — mit Augen groß und frei,
Zuerst auf den Vater, der staunend es sieht,
Jetzt hin auf den Greis, der betend kniet,
Hinein in's kühlige Waldeshaus,
Dann über die blühenden Thäler hinaus,
Auf die grünende Au,
Zum Himmelsblau,
Hin und zurück
Wandert ihr Blick,

Will nichts vergessen, will nichts verlassen,
Will Alles mit einem Schauen umfassen;
Sie weint und lacht und betet und singt,
Bis jubelnd die ganze Schaar sie umringt,
Und Alle, rasch bekehrt, mit frommen Weisen
Den großer Gott des Helfers Winfried preisen.

Und jener Berg, auf dem einst Winfried's Hand
Vom Herzen aus der Augen Nacht zertheilte,
Und durch die Augen wieder Herzen heilte,
Wird seither noch der Heilsberg zubenannt.

Liebessehnsucht.

Jedem Herzen schlägt einst seine Stunde,
Deinem, holde Jungfrau, schlug sie auch;
Süßberedt aus deinem stummen Munde
Weht's mich an wie leiser Seufzerhauch.

In der Locken lässiger Entfaltung,
Deren Nacht ein Blumenstern dir schmückt;
In des Hauptes wehmuthreicher Haltung,
Das wol nicht der Lenze Zahl noch drückt;

In der treuen Augen sanfter Trauer,
In der Stirn, die noch kein Sturm verletzt;
In den Wangen, die kein Thränenschauer,
Sondern kaum noch Thränenthau benetzt;

In den Armen stillgesenkt zum Schooße,
Ja in deines ganzen Wesens Bild,
Spricht sich's aus das süße, namenlose,
Sel'ge Sehnen, das dein Herz erfüllt.

Ja, auch deine Stunde hat geschlagen,
Und zum Räthsel wardst du selber dir;
Was du fühlst, du weißt es nicht zu sagen,
Wessen Lippe kennt das Wort dafür?

Ist es Schmerz? — Wie sehr er dich auch quäle,
Du entbehrtest dennoch ihn nicht leicht;
Ist es Lust? — Frohlockt auch deine Seele,
Dennoch wird dabei dein Auge feucht.

Schwebte jetzt der guten Engel bester
Zu dir nieder aus dem Reich des Lichts,
Dich zu fragen: „Sprich, was fehlt dir Schwester?" —
Du versetztest: „Alles — ach! — und nichts!"

Aber kommen wird ein Tag der Feier,
Und begegnen wird ein Antlitz dir;
Dann zerreißt des Räthsels dunkler Schleier,
Und dein Mund erräth das Wort dafür.

Alles rings erscheint mit einem Male
Neu dem Herzen, neu dem Aug' und Ohr:
Aus der Sehnsucht Thränenmuschelschale
Taucht der Liebe Götterbild empor.

XII.

Der Wiedertäufer.

(1568.)

Ueber Hollands Moorgeländen lagert schwer die Winternacht,
Auf die Erde drückt der Himmel wie ein sternenloser Schacht,
Nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unsich'ren Dämmerschein
In der trostlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein straffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
Spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah,
Ueberweht die niedern Deiche, plattgefüllt die seichten Becken,
Und kein Haltpunkt für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles still, nur daß der Ostwind ächzend durch die Nacht hin stöhnt,
Wie von einer fernen Wahlstatt dumpfes Sterbgewimmer tönt:
Und es ist darnach im Lande: denn ein Schlachtfeld ist's geworden,
Wo der Haß und die Verfolgung unter Alba's Fahne morden.

Alles ruht wie ausgestorben, und kein Fenster ist erhellt,
Kalt ist jeder Herd, kein Vogel regt sich, keine Dogge bellt,
Doch — und sieh! vom Dorf Asperen huscht es längst den weißen Matten,
Pfadlos Einer — und noch Einer, wie zwei flücht'ge, schwarze Schatten.

Ha, so flieht nur die Verzweiflung, so verfolgt der Haß allein,
Wahrlich, Opfer nur und Henker können diese Schatten sein!
Opfer ist ein Wiedertäufer, ist Herr Richard Willemson,
Und der Henker ist ein Zöllner, Alba's findigster Spion.

Betend noch zu später Stunde kniet' Herr Willemson allein
In der wolverschloss'nen Stube bei der Lampe mattem Schein,
Sein Gemüth, sein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weise,
In ein schlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leise.

Leise, aber nicht zu leise für den schleichenden Spion,
Der mit angehalt'nem Athem horchend einsog Ton für Ton,
Und, ein sprungbereiter Tiger, lauernd vor der Thüre lag,
Bis er, seiner Beute sicher, kund sich that durch raschen Schlag.

Willemson fährt auf erschrocken: — „Ha, so meldet sich kein Gast!" —
Sich behend durch's Fenster schwingend, rennt er fort in toller Hast,
Hinter ihm sein wilder Jäger, der für seine Beute zagt,
Ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grause Menschenjagd.

Ueber Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angst ist leicht! —
Ueber Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltsam, unerreicht:
Jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend Zeichen:
Fand ein Wolf des Wand'rers Fährte, findet bald er seinesgleichen.

Seine letzten Kräfte sammelnd, keucht arbeitend Willemson,
Seinen Treiber erst noch ferne, spürt er nah und näher schon,
Matte Lichter sieht er flimmern und Gestalten sich bewegen, —
Jetzt im raschen Vorsprung wieder stürzt er sich dem Strom entgegen.

Dünn nur ist des Eises Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
Der nur in Gespensterschritten drüber hinstreift wie im Flug;
Schon am andern Ufer klettert Willemson erschöpft empor,
Horch, da schallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei schlägt an sein Ohr.

Ha, im Schneelicht sieht er's ringen, sein Verfolger ist in Noth,
Vom geborst'nen Eis umschlungen, kämpft er schreiend mit dem Tod!
Ja, — das ist des Himmels Rache, juble, Richard, du bist frei!
Aber nein, für Richard's Ohren war's nicht seines Henkers Schrei.

Eines Menschen Schrei nur war es, eines Menschen, — ha! — wol gar
Eines Gatten, eines Vaters: — und sein Recht ist die Gefahr.
Schnell entschlossen, rasch gewendet, dringt er bis zum Spalte vor,
Zieht aus schwarzem Todesschlunde den Geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner seines Retters Hand und dankt,
Dankt zerknirscht, indeß vom Ufer Fackelschein herniederschwankt.
„Flieht, die Häscher!" kreischt er angstvoll, — ha! zu spät, schon sind sie da,
Grinsend knebeln sie ihr Opfer, hören spottend, was geschah.

„Schont des Mann's, er ist mein Retter!" fleht der Zöllner auf den Knien; —
„Schweig'", so droh'n sie, „solche Beute soll dem Holzstoß nicht entflieh'n!
„Willst mit Weib und Kind du brennen? Ketzer ist, wer Ketzer schont,
„Und du weißt, wie Alba strafet, und du weißt, wie Alba lohnt!"

Also seinem Häscherhandwerk fluchend wol zum ersten Mal,
Treibt er vor sich her sein Opfer, selbst ein Opfer eig'ner Qual,
O wie gerne ging er lieber selbst verspottet, selbst gekettet,
Statt zum Tode Den zu schleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo steh'n sie vor'm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
Wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urtheil spricht.
‚Wiedertäufer' ist die Klage, ‚Tod durch's Feuer' ist der Spruch,
Klingend Gold der Dank des Hasses, und des Hasses Frucht der Fluch.

Sieh! sein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern schon hervor,
Schreit mit tausend roten Zungen schon zu Gott um Rach' empor:
Aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeschlagen,
Steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja, der war ein Wiedertäufer, seine Kläger hatten recht,
Zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
Einmal als ein Christ mit Wasser in des eis'gen Stromes Fluten,
Dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhaufens Gluten.

Meine Taufen.

Zuerst hat mich die Kirche
Zum Christen eingeweiht:
Was fremder Mund für mich gelobt,
Ich hab' es selbst darnach erprobt:
Es ist ein schöner Glauben,
Den soll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Für's zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft:
Was ich gewünscht, geahnt, gemeint,
Was ich gejubelt und geweint,
Mocht' ich gleich viel mich grämen,
Ich ließ es mir nicht nehmen:
Mein ist's, ich hab's erkauft!

Zum Dritten gab das Unglück
Die Taufe mir als Mann;
Was Mancher nur vom Hören kennt,
Es war mein jahrlang Element,
Was dulden heißt, ich weiß es,
Was kämpfen heißt, ich preis' es,
Und kann, was Einer kann.

Es haben die drei Taufen
Mich wunderbar gestählt;
Getrost der vierten harr' ich nun
Als eines Prüfstein's für mein Thun;
Wenn einst mein Sand verlaufen,
So mag der Tod mich taufen
Für eine beff're Welt!

Vierte Lese.

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekost und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich jedem,
Der mir mein Gefühl verschwärzt!

I.

Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
„Es führt zu keinem guten Ziel!“ —
„„Umsonst, es läßt mich nimmer bleiben:
„„Ein list'ger Teufel ist das Spiel!
„„Nur wer das Höchste weiß zu wagen,
„„Hat Anspruch auf den höchsten Preis.
„„Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
„„Und gält' es meinen letzten Schweiß!““

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit seiner Habe kargem Rest;
Da gilt nun weiter kein Besinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn fest.
Mag sich sein Weib daheim zergrämen,
Weh' über seine Kinder schrei'n,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrei'n.

Zum Spieltisch eilt er heut auch wieder,
Wirft seine Würfel hastig d'rauf,
Und setzt sich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gast ihm auf,

Im Mantel, schwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe sitzt er da;
Spiellustig halb und halb erschrocken,
Rückt ihm der Würfler forschend nah.

„Beliebt's?“ so murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und ging' es auch um's Hemde!
„„Wo ist ein Mensch der nie verlor?
„„Kommt an! Ihr seid wol noch ein Jünger,
„„Ein Neuling?! Nun, das lernt sich bald;
„„Durch's fehlen bilden sich die Finger,
„„D'rum frisch! Und wer verliert, bezahlt!““

Nur wenig galt's beim ersten Male,
Doch mit dem Spiele wächst der Preis. —
„„Ei seht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
„„Ja viermal schon! Ihr macht mich heiß!
„„Wolan! es soll was Rechtes gelten:
„„Das Glück ist nur dem Kühnen hold!““
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaste schier sein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
„„Ist Gott, wenn's nicht ein Aerg'rer ist!
„„Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
„„Da frommt nicht Uebung und nicht List!
„„Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
„„Doch nicht zu End' ist noch der Kauf;
„„Werft! Euer Glück muß jetzt zerrinnen,
„„Mein letztes Gold hier setz' ich d'rauf!““

Sie werfen; mit des Gastes Händen
Ist wieder Gott, das Gold ist sein. —

„Und wollt Ihr", spricht er, „noch nicht enden?"
Der wilde Würfler donnert: „„Nein!
„„Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
„„Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
„„Ich hab', um es daran zu schlagen,
„„Noch meine Seele, meinen Leib!

„„Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
„„Jetzt ist es erst ein lustig Spiel!
„„Was Flitterwerk und Goldgeflimmer,
„„Begehrt! Jetzt gelt' es einmal viel!"" —
Dem Gaste scheint es fast zu grauen,
Doch endlich faßt er sich ein Herz,
Und spricht mit muthigem Vertrauen:
„Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

„Nicht Kind, nicht Weib ist's, was ich wähle, —
„Nur Nullen sind sie ohne Mann;
„Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
„So sprech' ich Euch, Euch selber an.
„Ihr sollt mir dann verfallen bleiben,
„Mit Leib und Seele mir allein,
„Mir müßt Ihr beides, mir verschreiben,
„Wollt Ihr, so schwört und schlaget ein!"

„„Es gilt! Ich schwör's, — mit Leib und Seele,
„„Gewinnt Ihr, will ich Euer sein!
„„Wenn aber ich mehr Augen zähle,
„„Seid Ihr mit Leib und Seele mein!""
Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun siegt wol er;
Da wirft der Gast mit kühnem Wagen,
Und siegestrunken zählt er — mehr.

Der Spieler sieht's und stürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gast;
Der aber steht mit ernstem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Rast.
Dann spricht er: „Auf, Verlorner, komme,
„Erkenne Deinen neuen Herrn!
„Lass' mich nur hoffen, daß es fromme,
„Dann lös' ich deine Fesseln gern!

„Blick' her!“ — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungestüm;
Aufblickt der Würfler, süß erschrocken, —
Ah! Seine Gattin steht vor ihm!
Sie hat sich diese List ersonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt;
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geschenkt.

„Mein,“ ruft sie, „mein mit Leib und Seele,
„Mit Leib und Seele bist du mein!
„Es ist dein Schwur, worauf ich zähle,
„O lass' ihn keinen Meineid sein!“ —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er seiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt sie und heiligt sich sein Herz!

Posthornklang.

Hört' ich sonst ein Posthorn klingen,
Als ich noch zu Hause war,
Ach! wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar:

In die Ferne, nach der Fremde,
Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man ohne Vorurtheile
Meinen neuen Namen nennt;

Wo ich alle meine Blüten
Frisch vom Keime kann erzieh'n,
Wo mich keine Feinde suchen,
Wo mich keine Freunde flieh'n: —

Hör' ich jetzt ein Posthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich so mächtig
Nach der Heimat wieder hin;

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — Alles kennt,
Wo so mancher Freund wol stündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit steh'n,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umweh'n!

Darum klinge, Posthorn klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein:
Ruh' ist nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo mag die Ruhe sein?!

II.

Singrün.

Als wär' das Morgenroth zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurschein die Mitternacht,
Und rollt sich langsam auf am Horizont
Und schwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß sie, wie schreckenblaß, mit scheuem Blick
Sich tiefer in den Aether zieh'n zurück.

Schon ist des weiten Himmels ganzes Zelt
Von schauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wol ist's ein Nordlicht, doch ein solches nicht,
Wie's mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo spät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menschen tröstend seine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht ist's, ein Brandsignal aus Norden,
Die Feuersäule, die den Tatarhorden

Voranzieht als ein blutig Meteor,
Das weithin warnend predigt: ‚Seht euch vor!‘
Der Drohbrief ist's, an's Firmament geheftet,
Der selbst des kühnsten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgesteckt auf allen Höh'n,
Damit die Muth'gen fest zusammensteh'n,
Damit die Schwächern sich besinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:
‚Und wenn sie feind auch jeder Freiheit sind,
‚Des Todes Freiheit müssen sie uns gönnen!‘ —

Lebendig wird's von allen Seiten schon,
Von allen Thürmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern sie hinaus,
Mitschleppend jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber, von den Kindern fest umklammert,
Und Greise — jung, und Sieche — stark genug;
Und Keiner denkt zu rasten, Keiner jammert,
Ein langer, grabesstummer Geisterzug.
Wie, wenn sich jenseits überm Oceane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Gethieres Karawane
Dem Brand voraus sich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tiger
Einträchtig flieh'n vor ihrem größ'ren Sieger;
So zieht dort, jeder Leidenschaft vergessend,
Des Brand's allmählich Nähern nur bemessend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schaar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum steilen Jar.
Da gähnt auf halber Höh' ein finst'rer Spalt,
Bei jähem Sturm der Hirten Aufenthalt,

Ein zwerghaft Thor zu einem Riesenhaus;
Denn mächtig weitet sich die Kluft von innen,
Und dehnt bis an des Felsens höchste Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt sich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuf und Stalaktit, —
So weit, daß sich die Schaar, die eingezogen,
Beim Fackelschein mit Müh' nur übersieht.
Und an den säulenreichen Tropfsteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäste zum Empfang,
Steh'n, ausgehau'n von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tisch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginsassen
Bedürftiger'n ihr Eigen überlassen.

Und als die Schaar sich nun versammelt fand,
Hob Alles gegen Himmel Aug' und Hand,
Und majestätisch brauste durch den Dom
Der feierlichsten Andacht heil'ger Strom.

D'rauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durch's Gestein,
Pokale sieht man kreisen, Kessel schäumen,
Ein neuer Haushalt richtet schnell sich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden,
Um sich zu stärken von und zu Beschwerden.

Allein abseit im Dunkel steht ein Paar,
So Speis' als Trank vergessend, still versunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und so sehnsuchttrunken.

„Mein Hrycko," lispelt sie, „mein Bräutigam,
„Wer hat's verschuldet, daß es also kam?

„Warum hat uns die Erde schon verschlungen,
„Eh' uns der Priester noch den Psalm gesungen,
„Eh er noch Singrün mir in's Haar gewunden,
„Eh er die Händ' uns segnend noch verbunden?
„Mein Hrycko, ach! mir ist um's Herz so wehe,
„Und schwarz ist Alles, was ich vor mir sehe;
„Wir sind begraben, Hrycko, sind begraben,
„Und unser Brautbett wird der Sarg von Stein,
„Und uns're Hochzeitbitter werden Raben,
„Und Mordgeschrei wird unser Brautlied sein!"

Und aus des Haares schöngewund'nen Flechten
Reißt sie das rothe Band sich mit der Rechten,
Und in die Linke preßt sie ihr Gesicht.

Und Hrycko küßt sie auf die Stirn und spricht:
„Lass' ab vom Weinen, Hanka, meine Braut,
„Du bist im Herzen längst mir angetraut;
„Denn deine Lippen haben mir gebeichtet,
„Und deine Augen haben mir geleuchtet,
„Und deine Flechten mir zum Ring gedient,
„Und dein Geständniß war mein Psalm, o Kind.
„Und morgen, Hanka, morgen, eh' es tagt,
„Wenn sich das junge Volk in's Freie wagt,
„Um Nahrung für die Aelteren zu holen,
„Zieh' ich mit fort, und schleiche mich verstohlen
„Zum frommen Vater hin im grünen Wald,
„Ich weiß um seinen stillen Aufenthalt.
„‚Cyrillus', will ich rufen, ‚Vater, kommt,
„‚Es ist die Zeit, wo Priestersegen frommt;
„‚Einsegnen müßt zum Tod Ihr eine Schaar,
„‚Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar!' —
„Und bringen werd' ich ihn dir, Hanka, bringen,
„Und seinen Psalm wird uns Cyrillus singen,

„Und wird dir Singrün in die Flechten winden,
„Und wird die Hände segnend uns verbinden,
„Und morgen, Hanka, wirst mein Weib du sein,
„Und Brautbett wird, nicht Sarg, uns sein der Stein.“

Und wie er es versprochen, also that er;
Und schon vorm Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einsegne dort die Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut schon kniete vor dem Greise,
Da schrak sie plötzlich auf, da rief sie leise:
„Mit welchem Kränzlein schmückt Ihr mir das Haar?
„Wo ist das Singrün, unser Schmuck der Ehren,
„Der Schmuck, deß' keine Jungfrau möcht' entbehren,
„Den sie als Braut zum ersten Mal empfängt,
„Den sie zu Häupten ihres Bettes hängt,
„Den sie bewahrt als heilig Amulet,
„Den sie begrüßt in jeglichem Gebet,
„Den sie nur dann erst, wenn sie ausgerungen,
„Zum zweiten Male trägt in's Haar geschlungen?
„Nicht ohne Singrün, frommer Vater, nein,
„Kein rechtes Bräutchen schien' ich mir zu sein!
„Ein Zeichen ist's, worauf der Himmel schaut,
„Und meine Mutter trug es auch als Braut,
„Und als sie starb, ward sie damit begraben,
„Und so, wie sie, will ich als Braut es haben,
„Und will damit begraben sein gleich ihr!
„O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!“ —

Sie springt empor, und niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrycko fleht, vergeblich ist sein Wort,
Und wie ein Wiesel hurtig schlüpft sie fort.

Den steilen Abhang klimmt sie rasch hinunter
Wo in der Tief' ein Bächlein, hell und munter,
Durch Busch und Dorn muthwillig Bahn sich bricht:
Dir, munt'res Bächlein, bangt vorm Tatar nicht!

Ha sieh! da wuchert üppig, was sie sucht;
Ein Büschlein rauft sie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert sie den Steig zum Felsenzwinger
Mit Gemsenhast zurück in scheuer Flucht,
Die Blicke rings hin sendend, um zu spähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauscher sie gesehen.
Da ist's, als raschelt' es im Waldgesträuch, —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erschrocken,
Und steht mit Eins, entgeistert, marmorbleich,
Ihr Fuß erstarrt, und ihre Pulse stocken.
Ein hag'rer Tatar schreitet durch die Rüstern
G'radüber an des Bach's jenseit'gem Rand;
Schon streifte sie sein Auge, wild und lüstern,
Gebiet'risch winkt er mit der einen Hand,
Indess' die and're hält den straffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen.
Da rafft sie sich empor, mit dumpfem Schrei,
Und sausend schwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, sie keucht, sie sinkt zur Erde nieder,
Sie rafft sich wieder auf und klettert wieder,
Indess' der grause Schütze, wuthentbrannt,
Vergebens prüft den steilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinübersendet,
Und tückisch lauernd dann waldein sich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felsenspalt
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,
Blickt nochmal rings umher mit Angstgeberde
Schlüpft rasch hinein und sinkt erschöpft zur Erde.

Das Singrün aber hält sie krampfhaft fest,
Es ist der Preis den sterbend nur sie läßt.
Entsetzt umgibt die Schaar das bleiche Kind,
Dem Todesschweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens sich, die Schreckenskunde
Ihr abzulösen vom geschloss'nen Munde. —

Der hag're Tatar aber war nicht träg;
In Stundenfrist erscheint er jenseits wieder,
Und läßt behutsam bis zum Bach sich nieder,
Und klettert leis' empor den Felsensteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinsen zuckt
Um seine wulst'gen Lippen, sachte duckt
Er sich in's Dorngestrüppe, legt sein Ohr
An's rissige Gestein, und horcht und lauscht.
Ha! aus des Berges hohlen Rippen rauscht
Ein dumpfes Klingen wie Gestöhn empor.
Auf springt er, wie der Fuchs, und schwingt sich schnell'
Die nächste Höh' hinan; — ein Pfiff in's Weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald ist das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpfverworrenes Gebraus
Den gierig Lauschenden entgegenzittert,
Für sie ein hoch willkomm'ner Ohrenschmaus.
Und dürre Reiser schleppen sie zusammen,
Und stopfen sie in Spalt und Ritze schnell,
Und stecken sie mit Wolfsgeheul in Flammen,
Hei! wie das knistert, wie das loht so hell,
Hei! welche Lust für diese feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilschuß Hunderte zu morden!

Indessen ist im tiefen Felsenschacht
Die schöne Braut vom Todesschlaf erwacht.

Ihr wirres Aug' durchläuft den stummen Kreis,
Fällt wie entsetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Singrün, das des Priesters Hand
Für sie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruh'n auf Hrycko's Angesicht,
Aus dessen Mienen düstre Ahnung spricht.

Da plötzlich streift ein Luftzug durch die Halle
So schwülig wie des Thauwind's Hauch im Mai, —
Jetzt Brandgeruch, — betroffen stehen Alle,
Und in gepreßter Kehl' erstirbt der Schrei.
Jetzt ringelt sich's, wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und schleicht am Boden hin, und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh' das ist Rauch — ist glüher Flammenodem!
Er drückt, ein unsichtbarer Alp, die Brust,
Die weite Höhl' erfüllt schon dichter Brodem.

Noch sind sie nicht des Gräßlichsten bewußt.
Hat über ihnen sich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf sich durch die Fugen windet?
Ist's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihren Herrn?
Ja — oder? — Nein, sie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und steht vernichtet da,
Indess' sich tiefer stets die Nebel senken,
Und kaum zu sehen, was sich klafternah.

Erst jetzt durchzuckt die schreckensstarre Gruppe
Des Todbewußtsein's ungestümer Drang.
Die Einen werfen sich zur Erde bang,
Die Andern klettern schreiend bis zur Kuppe;

Dort wälzt ein Klumpen sich zum Felsenschlunde,
Und stürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort saugt ein Lechzender mit trock'nem Munde
Sich gierig fest am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel schlingen sie sich wirr zusammen,
Und wünschen ihren Augen — Thränenflut,
Eis — ihren Adern, athmen nichts als Glut,
Seh'n nichts als Rauch, und spüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinst dem Tode blöd in's Angesicht,
Der ihres Säuglings Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn sich ein,
Sein letzt Gebet mit einem Fluch erstickend;
Dort wankt ein Greis, in's Kleid das Antlitz drückend,
Um sterbend Aerg'res nicht als Tod zu schau'n.
Schon hat der Wahnwitz abgelöst das Grau'n,
Ein zwecklos Ringen ist's, ein trunk'nes Schwanken,
Ein Durcheinandertaumeln der Gedanken. —

Nur Zwei noch leben aus der ganzen Schaar,
Der Hauch der Lieb' erhielt so lang dieß Paar.
Verschlungen, todeseinig, Brust an Brust,
So steh'n sie da voll grausenhafter Lust.

„Mein Hrycko!" — „Meine Hanka!" schallt es laut,
Dann leise: „Braut" und leiser: „Bräutigam",
Und mit der Hand, beinah' schon todeslahm,
Schlingt in's Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Singrün, den verhängnißvollen,
Den sie als Braut und Leich' hat tragen wollen.
Jetzt trägt sie ihn als — Braut, — o schmerzlich Glück!
Darauf ein langer Kuß, ein läng'rer Blick; —
Jetzt trägt sie ihn — als Leiche! — Beide sinken,
Das Haus ist still, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Singrün werth wol solchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch Eins ist, was ich weiß:
„Es hängt das Volk an seiner Väter Glauben,
„Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
„Ihr könnet Alles, Gut und Blut, ihm rauben,
„Dieß Singrün aber nimmt es mit in's Grab!"

Vorbei!

Wie schnob der Sturm, wie scholl der Donner,
Wie zischten wild des Blitzes Brander
Aus Wolken schwer und blau wie Blei; —
Nun lacht die Sonne freundlich wieder
Vom wolkenlosen Himmel nieder,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie wusch, vom Regen angeschwollen,
Der Bach zerstörend von den Feldern
Des Landmann's Hoffnung weg wie Spreu; —
Nun fließt er klar und schmal und leise
Die Flur entlang nach alter Weise,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie tobt die Schlacht, wie klirrt das Eisen,
Wie rollt Kanonendonner schrecklich
In Wuthgeheul und Wehgeschrei; —
Bald hört man dort Cicadenschwirren,
Und Schnittersang und Sichelklirren,
Und Alles — Alles ist vorbei!

Wie tobt' in diesem kleinen Herzen
Vor kurzer Frist der Kampf der Liebe,
Der Jugend kühnste Schwärmerei;
Und nun das kleine Herz so stille,
So scheu der Wunsch, so zahm der Wille,
Und Alles — Alles ist vorbei!

„Wie trag' ich dieses Lebens Qualen,
„Dieß Suchen, Finden und Verlieren,
„Des ew'gen Wechsels Einerlei?“ —
Getrost, eh' ich und du es denken,
Wird sich ein Schlummer auf uns senken,
Und Alles — Alles ist vorbei!

III.

Das gerettete Kind.

Die Mutter sitzt an der Wiege des Kind's,
Und singt es und schaukelt es ein:
„Ach ja — seine theueren Züge, sie sind's,
Es könnt' ihm nicht ähnlicher sein!

„Und auch von mir hat es viel, von mir!
Du lieber, herziger Schatz!
Und litt ich auch noch so viel mit dir,
Du gibst mir für Alles Ersatz.

„O möge dein Engel dich schützen, Kind!
Du ahnst nicht, was du mir bist:
Nicht alle Schätze der Erde sind
Mir das, was dein Lächeln mir ist.

„Du bist mein Leben, du bist mein Glück,
Mein Trost, meine Seligkeit;
Nach deinem Lallen, nach deinem Blick
Bemess' ich so Freude, wie Leid.

„Wenn je — der Tod! — mit Schaudern spricht
Das schreckliche Wort mein Mund:
Nicht denken kann ich es, fassen nicht,
Es wär' meine letzte Stund'!" — —

So sinnet die Mutter, und singt und wiegt,
Und sieht nicht den finsteren Geist,
Der schon durch die Kammer gespenstisch fliegt,
Und lüstern die Wieg' umkreist.

Es ist der Geist, den sie schaudernd genannt;
Es ist schon der neidische Tod,
Er streift schon dem Kindlein mit eisiger Hand
Vom Antlitz das blühende Roth.

Er impft ihm schon sein schleichendes Gift
Gar heimlich in's pochende Herz;
Er schreibt auf die Stirn ihm schon seine Schrift:
Den leise zuckenden Schmerz. —

Ach Mutter, lass' ab vom eitlen Wahn!
Du meinst noch, es schlummere gut;
O sieh' doch hin, o fühl' es doch an,
Schon trägt es den Tod ja im Blut.

Und wenn es aus seinem Schlaf erwacht,
So ist es auf kurze Frist,
Denn bald, bald schläft es die lange Nacht,
Aus der kein Erwachen mehr ist.

Wie jammert die Mutter mit starrem Blick! —
Ihr Kind, das ihr Alles war,
Ihr Trost, ihre Freud', ihr Leben, ihr Glück,
Es liegt auf der Todtenbahr'.

Es liegt mit eingefall'nem Gesicht,
In weißen Händchen ein Kreuz,
Und rührt sich nicht, und regt sich nicht,
Ein Engel voll heiligem Reiz.

Die Mutter küßt es viel tausendmal,
Und küßt es doch nimmer warm,
Und wiegt es vergebens mit banger Qual
Auf schaukelndem, kosendem Arm;

Und weint ihm vergebens das Liedchen in's Ohr,
Bei dem es sonst immer entschlief; —
O Mutter, wozu denn singst du's ihm vor?
Es schläft ohnehin ja so tief!

Wegreißen muß man mit ernster Gewalt
Das arme, verzweifelte Weib;
Zusammenknickt, gefühllos und kalt,
Auf hartem Estrich ihr Leib.

Sie denkt an den fernen Gatten nicht,
Der nichts von dem Schrecklichen ahnt,
Und arglos, während das Herz ihr bricht,
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Lust, nicht an Sonnenschein,
An nichts, was wird und was war,
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,
Das liegt auf der Todtenbahr'. — —

Da plötzlich dröhnt vom Thurm herab
Unheimlicher Glockenhall.
Aufschreit sie, — ruft er ihr Kind schon zu Grab?
Nein, — nein, — das ist anderer Schall.

Das ist der Feuerglocke Klang, —
Schon leuchtet es roth herein,
Schon wogt es und braust es die Straßen entlang,
Umflackert vom Flammenschein.

In dichten Wirbeln qualmt der Rauch,
Durch Fenster und Thor mit Macht;
Da rafft die Mutter empor sich auch,
Aus dumpfem Brüten erwacht.

Und „Rette, rette!“ so herrscht es sie an,
Da stürzt sie hinaus voll Hast,
Und klettert die glimmende Trepp' hinan,
Von blindem Eifer erfaßt.

„Halt!“ ruft es ihr nach, — sie aber fort,
Und fort mit fliegendem Haar: —
In jener brennenden Kammer dort
Liegt ja ihr Kind auf der Bahr'.

Sie wankt hinein, sie faßt es geschwind,
Für Alles andere blind;
Sie denkt nicht: es ist mein todtes Kind,
Sie fühlt nur: es ist mein Kind!

Schon ist ihr Haus dem Sturze nah',
Es macht ihr geringen Harm:
Gerettet hat sie ihr Theuerstes ja,
Sie hat ja ihr Kind im Arm.

Und kehret der Vater, dem sie es gab,
Zurück einst, düst'rer gesinnt,
So kann sie ihn führen doch an ein Grab,
Und sagen: „Da liegt unser Kind!“

Auf der Heimkehr.

Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!
Dann schwiegen alle Sorgen,
Dann wär' ich hoch erfreut:
Denn morgen kommt die Stunde,
Erwartet sehnsuchtsvoll,
Wo mich ein Gruß vom Munde
Der Liebe laben soll!

Ach wär' es nur schon morgen!
Wie währt der Tag so lang,
Wenn in der Brust verborgen
Uns treibt der Sehnsucht Drang!
Wie ewig sind die Meilen,
Kein Weg, der enden will,

So sehr die Räder eilen,
Mir ist, sie stünden still.

Ich grüße Berg' und Bäche,
Ich grüße Feld und Haus;
Doch ach, wie dehnt die Fläche
So gränzenlos sich aus!
Schon wird der Himmel trüber,
Schon bleicht der Sonne Licht,
Viel Schlösser floh'n vorüber,
Das rechte kam noch nicht.

Und wieder glüh'n die Sterne,
Und wieder sinkt die Nacht,
Die letzte Nacht, so ferne
Vom Liebchen zugebracht;
Die letzte Nacht voll Sorgen,
Die letzte — dann, ach! dann —
O wär' es nur schon morgen,
O Tag, o Tag, brich an!

Ihr Winde leiht mir Flügel,
Ihr Wellen spannt euch vor,
Tragt über Thal und Hügel
Mich bald zu ihrem Thor!
Müßt' ich sie auch erst wecken
Aus holder Träume Lust,
Wie würd' ihr süß Erschrecken
Belohnt an meiner Brust!

So will ich denn im Traume
Mich noch begnügen gern,
Bis fern am Bergessaume
Verglimmt der Morgenstern.

Doch dann hinweg, ihr Sorgen,
Und Lieb' und Lust erneut! —
Ach wär' es nur schon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!

IV.

Ein Traum des alten Fritz.

(15. August 1769.)

Siebzehnhundert neun und sechzig war's in schwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau stöhnend aus dem Traum erwacht;
Eilends rief er seinem Pagen: „Nehm' er Feder und Papier,
„Schreib' er auf was ich erzähle; Sonderbares träumte mir:

„Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels standen, furchtbar anzuseh'n,
„Sich Gewitterwolken drohend gegenüber wie Armeen,
„Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
„Plötzlich in das tiefe Schweigen schlug ein mächt'ger Donnerstreich.

„Da zerstob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
„Wie auf ein Commando rückten alle Sternenfronten ein;
„Einer flammt an ihrer Spitze, roth und feurig wie der Blitz,
„Und in seinem Kerne deutlich stand zu lesen: ‚Stern des Fritz'.

„Stern des Fritz! — so schreib' er; — leuchtend, wie der Stern so vor mir stand,
„Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß über's Preußenland,

„Da mit ungestümem Pochen mußt' ich es mir selbst gesteh'n:
„Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt so bald nicht seh'n. —

„Sieh! — da stieg es fern im Süden purpurn auf wie frisches Blut,
„Röthete zuerst den Westen, zog sich dann wie Meeresflut
„Gegen Norden, gegen Osten, über alles Volk und Land,
„Daß es war, als ob der Himmel aufging' in Zerstörungsbrand.

„Sieh! — und aus dem Purpur plötzlich springt ein flammender Komet,
„Dessen Ruthe von dem Aufgang bis zum Niedergange geht;
„Alle Sterne bleichen zitternd, selbst mein Stern, der Stern des Fritz,
„Geht in seinem Blutmeer unter und verblaßt von seinem Blitz.

„Endlich fern im Norden zuckt es roth herein, doch anders roth,
„Ausgeglüht hat schnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
„Und ein Regenbogen gürtet um die Welt sein schillernd Joch,
„Und mein Stern auch schimmert wieder, ferner zwar doch heller noch."

Also sprach der alte Fritze, also schrieb der Pag' es auf;
Lange blieb das Blatt vergessen, und doch stand viel Wahres d'rauf:
Siebzehnhundert neun und sechzig in der schwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd' ein Stern erwacht;

Ein Komet, ein blutig rother, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang verhüllt,
Ein Komet, der seine Ruthe schwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er unterging im Norden, der Komet: ‚Napoleon'!

Löwentraum.

In seinem Käfig lag ein mächt'ger Leu
Mit einem muntern Hündchen eingesperrt;
Er wußte, daß sein kleiner Gast ihm treu,
Und daß es Scherz nur, wenn er neckt und zerrt.

Sogar zu schmeicheln schien ihm solch' Vertrau'n,
Solch' kühn Ergeben in die Uebermacht,
Und spaßhaft rührend war es anzuschau'n,
Wie zahm der Riese nahm den Zwerg in Acht.

Man sah's dem guten Vater Löwen an,
Daß ihm das Kindlein Hund vom Herzen lieb:
Er hatte seine kind'sche Freude d'ran,
Und trug gelassen, was es that und trieb.

Doch einmal schlief der gute Vater Leu,
Und neben ihm lag still das Kindlein Hund,
Und Träume, wie sie Löwen just nicht neu,
Umzuckten ihn und reizten seinen Schlund.

Er träumte sich hinaus in's Meer von Sand,
Auf seiner wilden Kräfte wüstes Feld;
In seinen Mähnen glühte Sonnenbrand,
Sein Rachen war von Blutbegier geschwellt.

Und wildaufbrüllend, daß der Käfig bebt,
Haut er die Pranke plötzlich in den Hund,
Und reißt ihn, eh' er noch die Stimm' erhebt,
In kleine Stücke mit gefräß'gem Schlund.

Dann wacht er auf, und sieht was er gethan,
Und sein Gebrüll wird ein gewaltig Ach!
Und hätt' er Thränen, weinend säh' er's an,
Was er im Traum am armen Freund verbrach.

Und traurig murrend liegt er manchen Tag
Und wälzt sich unmutsvoll, als säh' er's ein,
Daß es auch Augenblicke geben mag,
Wo's einen Löwen reut, ein Löw' zu sein!

V.

Das Venetianer-Glas.

1.

Venedig, die herrliche Dogenstadt,
Macht wol kein Aug' ihres Anblick's satt.
Da ist von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr:
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brausender Maskenball.
Der ernste Doge, der düstere Rath,
Die schleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,

Die stolzen Paläste, der Waaren Pracht,
Manch' Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das Alles fesselt mit selt'ner Gewalt
Und läßt wol nur zweifelnde Liebe kalt.

Wol ist es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beschreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umsonst nach Ruhe jagt.
Er ist daheim in Deutschlands Gau'n,
Hat dort die lieblichste der Frau'n,
Doch ob sie wol auch die liebendste sei,
Das eben drückt ihm die Brust wie Blei.
Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
In's Leben hinein, in die Welt hinaus;
Durch Trennung will er sie prüfen scharf,
Ob ihren Küssen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit fest,
Auf Unschuld, die sich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Thränenerguß,
Auf des Wiedersehens gemüthlichen Gruß.
Denn lügen läßt sich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beschwatzen das Herz;
Doch der freudig begrüßenden Stimme Klang,
Die Thräne der Lust, den begeisternden Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in sich verstummende Glück,
Das läßt der Himmel sich nicht entweih'n,
Sonst büßt' er sein köstliches Vorrecht ein.

So träumte sich jener Ritter es oft,
Das ist es, was er zu finden hofft,
Wenn endlich die ewige Jahresfrist,
Die Zeit der Prüfung, verronnen ist.

Und doch hinwieder manche Nacht,
Wenn er aus fiebrischen Träumen erwacht,
Da birst, wie verwischt von Geisterhand,
Vor seinen Augen des Zimmers Wand;
Sein Schloß, sein heimisches, steht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, so klar, so nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet schwörend ein Wicht,
Aus dessen Hohlaug' Argheit spricht;
Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — sie winkt,
Sie lächelt, sie kämpft zum Scheine, sie sinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerstäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er mit düsterem Sinn
Einst über den Platz San Marco's hin.
Da drängt sich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das Beste für schlechten Preis.
Auf hölzernen Stufen sinnig gereiht
Steh'n Gläser und Becher eng und weit,
Geschliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkristall.
Der Mäkler aber, ein sonderer Mann,
(Man merkt sein gebrechliches Werk ihm an),
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pocal um Pocal mit prüfender Hand:
„He! — Kauft euch Gläser, ihr Philosophen,
„Denn Glas ist das Wappen der Philosophei!
„Kauft schöne Gläser, ihr Damen und Zofen,
„Denn Glas ist das Sinnbild für Lieb' und Treu'!

„Kauft klingende Gläser, ihr Krieger und Helden,
„Ein passend Symbol für den Ruhm ist Glas!
„Es möge sich jeder Stand hier melden,
„Er findet für sich hier Bild und Maß. —
„Doch eines hab' ich vor allen zu preisen,
„Mein Glas ist ja — Venetianer-Kristall!
„Ihr mögt die Länder der Erde durchreisen,
„Solch Glas ist nirgend im weiten All.
„Es ist versetzt mit solchen Stoffen,
„Daß, wie d'reinfällt ein Tropfen Gift,
„Der Becher zerspringt, und klar und offen
„Den Frevler verräth, den der Argwohn trifft.
„Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
„Wo Jung und Alt an's Arge denkt,
„Sind solche künstliche Probestücke
„Für tausend Scudi so viel als geschenkt!"

Der Ritter hört des Mäklers Geschwätz;
So mancher Käufer geht in's Netz,
Und schon verläuft sich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und starrt bewußtlos den Handelsmann
Und seine gebrechlichen Bilder an.

„Ei, schmucker Fremdling!" beginnt nun der,
„Verblenden Euch meine Kristalle so sehr?
„So kauft Euch einen, Ihr habt die Wahl,
„Doch rieth' ich Euch wol zu diesem Pocal;
„Er ist so tüchtig und doch so fein,
„Mag Frauen und Herren gleich ziemlich sein!
„Ihr habt ja gewiß ein Gespons zu Haus,
„Da tränke sich's trefflich zu Zweien d'raus;
„'s ist Venetianer-Glas, das zerschellt,
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt."

Aufdringen läßt sich der Ritter das Stück,
Bezahlt's, und geht mit starrem Blick;
Doch, glaub' ich, fragt' einer ihn gleich in's Gesicht:
‚Was tragt Ihr da?' — er wüßt' es nicht! —

3.

Die traurige Jahresfrist verrann,
Zur Heimkehr schickt sich der Ritter an.
Venedig's Zinnen versinken in's Meer,
Schon nicken die Alphöh'n über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen duft'gen Rand
So schmerzlich wieder das deutsche Land.
Er findet noch Alles, wie er's verließ:
Der Bergstrom furcht noch denselben Kies,
Dieselben Gehöfte, dieselben Au'n
Sind neben derselben Straße zu schau'n,
Und was dort ragt auf demselben Gestein,
Dieß Schlößlein schließt ihm die Gattin ein.
Die Gattin? — Mit bittersüßem Gefühl
Faßt dieses Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Lust,
Zu sprengen droht es die ängstige Brust.
Bald spornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als sucht' er, als zagt' er, zu finden sein Glück.
Jetzt sinkt das Fallthor, jetzt erschallt
Vom frohen Empfangsruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter fliegt sein Weib,
Gleich einer Blume knickt ihr Leib,
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, sie ist ihm zu neu.

Sie ist ihm ja Braut zum zweiten Mal,
Ihr Kuß betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergessen ist jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Thränen Zoll,
Der schweigenden Wonne seliger Zug,
Das ist nicht Tücke, das ist nicht Trug!

Und als er die Glieder nach Lust erquickt,
Da fragt sie ihn, schmeichelnd hinüber gebückt:
„Und hast du aus Wälschland nichts mir gebracht,
„Was Freude dem kindischen Weibe macht?“

Sie sagt's, da fällt sein Becher ihm ein.
„Wol!“ spricht er, „dieser Pocal sei dein.
„Ich kauft' ihn fern in der Meeresstadt,
„Und eigen ist, was der Becher hat:
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt,
„Alsbald zur Erde sinkt er zerschellt.
„D'rum nimm dieß Werk, so tüchtig und fein,
„Und füll' es zum Rande mit duftigem Wein,
„Und trink' es auf deine Lieb' und Treu',
„Und denk' an unsere Schwüre dabei!“
Die Gattin füllt den Becher zum Rand,
Und faßt ihn und spricht zum Himmel gewandt:
„Die Thräne, die mir vom Auge quillt,
„Sie sei meiner Treue lebendiges Bild!
„Sie roll' in dieses Glas hinein,
„Sie soll ein Pfand meiner Liebe dir sein!“

Und eine Thräne, groß und hell,
Perlt nieder, rollt in's Glas zur Stell;
Da klingt, — da springt das Glas entzwei, —
Und sie sinkt nieder mit gellendem Schrei.

„Gift“ schreit der Ritter — „zerschellt dieß Glas:
„Nun hab' ich für deine Treue das Maß!
„Die Thräne der Untreu', — ich fühl's, ist Gift, —
„Und Tod ist die Strafe, die Falschheit trifft!“

Und während sein Dolch ihr die Brust zerfleischt,
Bekennt sie sterbend: sie hab' ihn getäuscht.

4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Ging sinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
„Herbei! Kauft Gläser, ihr Damen, herbei!
„Das Glas ist ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!“

Wechselwirkung.

Ich sitz' am offenen Fenster,
Und schreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar spielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er so rührend flötet
In stiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, sein!

Und was ich so sinnend schreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu seinen Noten sein!

Ich hab' ihn doch nie gesprochen,
Ich hab' ihn doch nie geseh'n,
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns steh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küssen,
Daß er so gut mich verstand;
Und wüßt' er, was ich nun schreibe,
So drückt' er mir auch wol die Hand!

VI.

Ein altes Lied.

Das älteste der Lieder war einst neu,
Und tausend Augen wurden feucht dabei,
Und tausend Lippen sangen es mit Lust,
Des seelenvollsten Mitgefühl's bewußt.

Der Schlüssel ward's für manches Mädchenherz,
Der Trost im Leid, das Losungswort im Scherz;
Das einst der Welt zum Ekel werden kann,
Was heute noch entzückt, wer denkt daran?

‚Freut euch des Lebens!‘ war ein solches Lied,
Wie selten eins durch alle Länder zieht,
Ein Liedlein ohne Stachel, friedsam, schlicht,
Wodurch so mächtig? wir begreifen's nicht.

So war denn damals dieser schlichte Sang
Auch eines holden Mädchens Lieblingsklang,
Sie summt' und trillert' es den langen Tag,
Den Tact dazu gab ihres Herzens Schlag.

Sie fühlte sich darin erklärt ihr Sein,
Ihr süßes Sehnen, ihre sel'ge Pein,
Und hätt' ihr wer gesagt, es sei nicht schön,
Sie hätt' ihn nimmer freundlich angeseh'n.

Ihr Freier aber, dem die Muse karg
Nur wenig Tön' in spröder Kehle barg,
Wie quält' und müht' er sich nach Schülerart
Bis er des schlichten Liedleins Meister ward.

Wie selig unter Liebchens Fenster stand
Bei Nacht er einst, die Zither in der Hand,
Und schickte, siegsgewiß, zu ihrem Ohr
Sein Herz in ihrem Lieblingslied empor.

‚Freut euch des Lebens!‘ ist sein Talisman, —
Schon lacht des Lebens Freud' ihn wonnig an; —
Doch ach! dem Tod gefiel das Ständchen nicht: —
Er bricht ein Herz, mit dem ein zweites bricht. —

Dem armen Sänger klingt hinfort der Ton:
‚Freut euch des Lebens!‘ wie ein bitt'rer Hohn,
Und dennoch liebt er ihn und ihn allein,
Und prägt sich tiefer stets ihn, tiefer ein;

Und sitzt im Hause, wo der Wahnsinn wohnt,
Und starrt durch's Eisengitter in den Mond,
Und singt, wenn Ruhe längst in jedem Haus,
‚Freut euch des Lebens!‘ in die Nacht hinaus.

Und als er stiller ward, und seit sie ihn,
Geheilt nicht, doch beschwichtigt, ließen zieh'n,
Steht er vor'm Haus der todten Braut und singt:
‚Freut euch des Lebens!‘ — doch kein Fenster klingt.

„Will etwa gar der Bettler,“ schmähen sie, —
„Noch Geld für seine alte Melodie!“ —
Geld? — Geld? — Einst ging ein Herz ihm auf dabei,
Das alte Lied klingt ihm noch immer neu.

Palimpsest.

„Alter Bücherwurm, was starrst du auf's vergilbte Pergament,
Diese Runen zu enträthseln, die das Aug' mit Müh' erkennt?
Buntgewürfelt durcheinander, dicht die Höh' und Breit' entlang,
Steh'n sie, schwarz und purpurfärbig, wie in Faustens Höllenzwang.“

Und der Bücherwurm, der alte, der sich nicht beirren läßt,
Spricht mit höhnisch klugem Lächeln: „Kennt Ihr keinen Palimpsest?
Was auf's reine Blatt ein Meister einst hier schrieb mit hellem Roth,
Ueberschrieb mit Schwarz ein Stümper, — seht, und das ist meine Noth!

Ach, was hab' ich auszusondern, wegzulöschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,

Bis sich, wie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenroth erglänzt,
Mir des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt!“—

Auch das Buch der Welt ist worden solch' ein alter Palimpsest,
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhab'ner Menschlichkeit,
War's von Meisterhand geschrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Manchen schönen Spruch enthielt es, manches Lied voll hohem Schwung,
Fromme Sagen und Legenden, Thaten der Begeisterung;
Und die Sehnsucht nach dem Ew'gen und der kindlich gläub'ge Sinn
Zogen festigend durch's Ganze, gold'nen Fäden gleich, sich hin.

Doch die Menschen überschrieben diese Dichtung kreuz und quer,
Und die Menschen überschreiben sie von Tag zu Tage mehr;
Schwarzgetüncht sind ihre Federn, ihre Züge wirr und kraus,
Und die alten Uncialen flimmern lesbar kaum heraus.

Statt der Liebe, statt der Wahrheit, — wilder Haß und feiler Trug,
Statt der Menschlichkeit — die Selbstsucht, wenig Sprüche — Worte g'nug;
Statt der Lieder — Dissonanzen, statt Begeist'rung — tolle Hast,
Und die Sehnsucht ist erloschen und der Glaube abgeblaßt. —

Aber eine Zeit wird kommen, wo man auch im Buch der Welt
Sich des Textes wird erinnern, den des Menschen Hand entstellt,
Wo man suchen wird und sichten, wo man forschen wird und späh'n,
Ob, was kaum mehr zu enträthseln, besser nicht, als was zu seh'n.

Aber viel wird sein zu sondern, viel zu löschen mühevoll
Vom unsel'gen Letternwuste, der die Urschrift überquoll,
Bis, gleichwie aus schwarzen Nebeln hell das Morgenrot erglänzt,
Sich des Meisters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt.



Die Mutter flucht, das Kind erstarrt,
Sein Leib wird Ahorn, zäh' und hart,
Der Busen Holz, die Haut zum Bast,
Die Locken Laub, die Hand zum Ast.

Entsetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch gethan!
Und schmerzlich Laubgelispel weht
Am Teiche, wo der Ahorn steht. —

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So lustig durch die Einsamkeit?
Das ist ein Fiedler wolgemuth,
Der spielend unterm Ahorn ruht.

Er streicht so kühn und kräftig aus,
Als gält's im Fasching Saus und Braus;
Er spielt, daß ihm der Bogen bricht,
„Ei," ruft er, „brich, mich kümmert's nicht!"

„Der Ahorn, unter dem ich lag,
„Hat Aeste mehr, als frommen mag;
„Ein solches Aestlein, zäh und fein,
„Mag wol der beste Bogen sein!"

Sein Messer nimmt er, schneidet an,
Da stöhnt's, — ein Tröpflein perlet d'ran,
Ein rothes Tröpflein, roth wie Blut:
Dem Fiedler sinkt beinah' der Muth.

Er schneidet wieder — horch! wie's stöhnt:
„Schneid' immerhin, mein Blut versöhnt,
„Schneid' immerhin ein Böglein dir,
„Und spiel' damit ein Grablied mir.

„Und geh' in's Dorf vor's Bleicherhaus,
„Und sieht die Mutter dort heraus,
„So geig' ein Stücklein, lieb und lind,
„Und sag', es sei von ihrem Kind!" –

Dem Fiedler dringt die Klag' in's Herz,
Er schnitzt und zieht mit stillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vor's Bleicherhaus,
Da sieht ein blasses Weib heraus.

Er spielt ein Stücklein, lind und fein:
Von ihrem Kinde sollt' es sein;
Noch traf's kein Bogen je so weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich.

Die blasse Mutter hört, wie's tönt,
Die blasse Mutter seufzt versöhnt:
„Ach, besser ein gefall'nes Kind,
„Als — keines! — Flucht nicht zu geschwind!"

Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh' gescheh'n,
So immer auf einem Fleck zu steh'n, —
Wie lustig wär's für sie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann meine geliebte Linde du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',

Dann könntest du auch weiter schreiten,
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Du wolltest wol auch, denn du kennst mich ja;
Standst oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hieltest oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und schritt' ich ahnungslos vor's Thor,
So trätst du rauschend rasch hervor,
Und schütteltest mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geschmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögst du gewiß oft mit mir dahin,
Und wölbtest, wenn der Mittag schiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinst im stillen Grab,
So schrittest du wol von der Wies' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu schmücken!

VIII.

Das erste und letzte Bild.

„Geh', Meister, nimm mich auf zum Schüler,
„Ist's Einem ernst, so ist es mir;
„Ich werde nicht nach Wochen kühler,
„Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;

„Mich drängt es nicht, um Gunst zu geizen,
„Mich lockt nicht blendender Gewinn,
„Nach andern, o! nach süßern Reizen
„Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

„Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
„Was ist dein schönstes Ideal?
„O gegen dieses Licht ein fahler,
„Ein farbenloser Wiederstrahl;
„Aus ihrem Auge spricht ein Leben,
„Wie's eines Engels würdig ist;
„Das kannst du doch nicht wiedergeben,
„Und wenn du mehr als Maler bist!

„Ihr Antlitz düster ohne Thränen,
„Und ohne Lächeln hold und lieb,
„Auf dem die Lieb' ihr gold'nes Sehnen
„In eine Wehmuthwolke schrieb,
„Gleich einem milden Sterne strahlt es
„Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
„Gewiß kein ird'scher Pinsel malt es,
„Und wär' er Raphael's, so ganz!

„Den Mund, aus dessen keuschem Saume
„Die Sünde noch kein Wort erpreßt,
„Der mich mit seinem Laut, im Traume,
„Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
„Den Busen, dessen heißes Klopfen
„Sich nur an meinem Herzen stillt,
„Der sorglich auffängt, was an Tropfen
„Den Augen unvermerkt entquillt;

„Und diese tausend andern Züge,
„Die Spieg'lungen des Augenblick's,
„Verschwieg'ner Schalkheit, zarter Rüge,
„Getäuschter Hoffnung, stillen Glück's, —
„Nein, Meister, die kannst du nicht treffen,
„Und setztest du dein Heil daran,
„Hier wird dich doch dein Pinsel äffen,
„Der malen, doch nicht lieben kann! —

„Wenn's Einer können soll auf Erden,
„So bin ich's selbst und ich allein!
„D'rum, Meister, will ich Maler werden,
„Ich will dein treu'ster Schüler sein;
„O lehre mich die Farben mischen,
„Lehr' mich der Zeichnung Ton und Grund,
„Lehr' mich das Düst're mit dem Frischen
„Vereinen zum gesell'gen Bund!

„Den kalten Körper nur vom Bilde,
„Den dunklen Umriß lehre du,
„Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
„Die Seele geb' ich selbst dazu.
„Mit einem Eifer niemals kühler,
„Versuch' ich, üb' ich für und für;
„D'rum, Meister, nimm mich auf zum Schüler;
„Ist's Einem ernst, so ist es mir!"

Der Jüngling spricht's, der alte Meister
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn solcher Jugend rege Geister
Sind für's Gedeih'n ein sich'res Pfand.

Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, gespanntem Ohr,
Denn seinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt! — was Andern kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erstürmt im Flug.
Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon ist sein Pinsel fest und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatten Tugend sei.

Schon weiß er Mienen einzusaugen,
Bis er sie ganz empfangen hat,
Um, was er einsog mit den Augen,
Hinauszuhauchen auf das Blatt.
Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in sich selbst verdoppelt sein.

Nun kann er seiner Kunst vertrauen,
Zu sicher ist er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur sie schauen,
Erschaffen kann er, die er liebt.
Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wolbekannten Erker hin,
Verbirgt sich lauschend im Gezweige,
Und harrt der süßen Königin.

Der Tag mit seinem ersten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen schon;
Sie grüßte sonst den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balcon;
Er harrt und lauscht mit Farb' und Brette,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erscheint,
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem ersten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöh'n,
Und wieder lauscht er, wo er immer
In Morgen-Andacht sie geseh'n;
Doch wieder klingt kein Fenster, wieder
Geht er mit leerem Brett, und weint;
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erscheint.

Da kann er's länger so nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und ist es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe List nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als wälscher Maler er sich an!
Und fragt, ob niemand sei zur Stelle,
Dem seine Kunst hier dienen kann.

Ein Greis mit silberweißen Haaren
Gibt also, weinend, ihm Bescheid:
„Seid Ihr in Eurer Kunst erfahren,
„So kommt Ihr zur geleg'nen Zeit.

„Hätt' eine Tochter gern getroffen,
„Kein schön'res Antlitz saht Ihr je:
„Sein bleicher Spiegel schildert offen
„Des Lebens Wohl, des Lebens Weh'!"

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unsich'rer Schimmer im Gemach.
Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Leuchtern roth umstrahlt,
In schneegewob'nem Braut-Talare,
Liegt eine todte Frau'ngestalt.

„Die malt!" — entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler stumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält sein Glück!
Ja, er enthält sein Glück, sein Streben,
Das Bild, für das er Alles bot:
D'rum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! so kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnsinnsfeuer
Langt er nach Pinsel, Farb' und Brett,
Und zieht mit stierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;
Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt seine Hand wie spielend nach:
Die Stirn, die einst des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einst so lieblich sprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einst geglüht in sel'ger Lust;
Er starrt es an, und zuckt, als sauge
Ein eis'ger Krampf ihm an der Brust.
Geschlossen ist das Aug', das dunkle,
Geschlossen ist's und geht nicht auf;
Kein Kuß hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens strömt er Thränen d'rauf.

Und wieder rafft er sich zusammen,
Und malt, was war, statt deß, was ist,
Das Aug' mit seinen alten Flammen,
Die, wem sie galten, nicht vergißt;
Die Lippen mit den vor'gen Rosen,
Die Wangen mit dem vor'gen Roth:
Und raubt sein Recht dem schonungslosen —
Und seine Macht dem mächt'gen Tod.

Vollendet ist das Bild, vollendet,
Der Meister traut sich selber kaum;
Wie Stein kniet er ihm zugewendet,
Und wacht nicht auf aus seinem Traum;
Starr bleibt er so noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küßt, noch todt, mit kaltem Munde,
Sein erstes und sein — letztes Bild!

Das liebe Fenster.

Du liebes, wolbekanntes Fenster,
An dem ich oft mit Sehnsucht hing,
Als noch das Haus, deß Aug' du bildest,
Mein liebstes Kleinod mir umfing!
Ich steh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgesicht's,
Und sehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen schimmern,
Nur eines einz'gen Blickes werth?
Vielleicht ein Bild mit and'ren Mienen,
Das auch geseh'n zu sein begehrt?
Vielleicht der Schatten jenes Köpfchens,
Das einst durch sie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glase,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur ist mehr vorhanden,
Verwandelt Alles und zerstört,
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch so sel'gen Zeit gehört!
Im fremden Rahmen fremde Scheiben,
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simse fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem Allen?
Es läßt mich nicht vorübergeh'n;
Der Pulse ungestümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts seh'n!
Du warst mir theuer, liebes Fenster,
Du hast mir wol und weh' gethan,
Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! steigt es doch aus deinem Rahmen
So rosighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur gold'nen Frucht gereift,
Wie eine Schaar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgestreift.

Als Kinder seh' ich die Gefühle
Noch schüchtern deinen Rand umblüh'n,
Die nun, dem Spiele längst entwachsen,
Mit kühnem Ernste mich durchglüh'n.
Es war ja hinter diesen Scheiben,
Wo ich einst Abends zagend stand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter diesen Scheiben
Als ich, am Abende darnach,
Das Wort, das ich verloren, suchte,
Verlor und sucht' und fand und sprach.
Sie waren's die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;

An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne schwindeln,
Und meine Lippen nennen's nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmal noch ein Traumgesicht.
D'rum sei gegrüßt, du liebes Fenster,
Du bleibst ein lichter Punkt für mich;
Die Scenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir schenkt' ich, blind für alles and're,
Dir, Fenster, meinen ersten Blick!
Und wär' auch längst die Blum' entblättert,
Die hinter dir einst aufgeglüht,
Mit doppelt heißen Thränen rief' ich,
Dich schauend: „Hier hat sie geblüht!“ —

Und bräch' einst diese Stadt zusammen,
Und sänkst auch du in Schutt mit ihr,
Ich seufzt' an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmuth noch: „Hier war es, hier!
„Hier war es, hier das liebe Fenster,
„Das mir so wol, so weh' gethan!“ —
Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

———

IX.

Der letzte Mann.

In Lincoln saß ein düst'rer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thürmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düst're Mann zum Schrein,
Faßt eine bestaubte Flasche mit Wein,
Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
Da fühlt er sich innig bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

„Vor fünfzig Jahren," so denkt er, „da war's
„Wol anders zur Stunde des sinkenden Jahr's;
„Da saßen wir unser zehn um den Tisch,
„Ein jeder lebendig, ein jeder frisch.

„Da klang es von Liedern so heiter und hell,
„Da sprang des Capwein's glühender Quell,
„Da lief durch die Runde das herzliche ‚Du',
„Da scholl viel Tolles und Kluges dazu.

„Und Einer erhob sich aus unserer Zahl
„Und faßte begeistert den vollen Pocal.
„„Nein,““ rief er, „„bei Gott! so köstlicher Wein
„„Soll nicht so schlechthin vertrunken sein!““

„Und eine Flasche faßt' er sodann
„Und legt ein fesselndes Siegel ihr an,
„Und hieß sie von Handen zu Handen geh'n
„Und ließ sie von Aller Augen beseh'n.

„„Die Flasche,““ rief er, „„so, wie sie ist,
„„Sie soll bewahrt sein von dieser Frist,
„„Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
„„Vom Kranze, der jetzt noch so wol bestellt.

„„Und wenn einst nur mehr noch ein Einziger lebt,
„„Und wieder das sinkende Jahr entschwebt,
„„Der hole schweigend sodann aus dem Schrein
„„Hervor die versiegelte Flasche mit Wein;

„„Entsiegle sie, nehme das Glas zur Hand
„„Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
„„Und leer' es im stillgewordenen Haus
„„Wehmüthig auf's Wohl der Geschiedenen aus!““ —

„Und fünfzig Jahre sind nun hinum,
„Hier sitz' ich, der Letzte, der Einzige, stumm.
„Wohlauf! Dir Bruder, sei das gebracht:
„Du fielst, ein Beneideter, schön in der Schlacht! —

„Dir, Bruder, dieß: Im Meer ist's kühl! —
„Dir — dieses: Ein böses Spiel ist das Spiel! —
„Dir — dieses, Bruder: Du glaubtest mir nicht,
„Daß Liebe die Herzen wie Binsen bricht!

„Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
„Auch dir: Schwer drückt wol der Ehren Joch! —
„Auch dir: Nicht wahr, die peinlichste Pein
„Ist die, verkannt von den Liebsten zu sein? —

„Auch dir: Man beneide den Dichter nicht;
„Des Herzens Grabmal ist manch' ein Gedicht! —
„Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
„Du scherztest dich lächelnd in's Jenseits hin!" —

So denkt sich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es ist doch schwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu sein!

Reisegesellschaft.

Da fand sich einst zu mir ein Mann,
Er schloß sich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit mir lang gemacht.

Er war nicht Einer, der viel spricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, schien's, die Brust,
Vorüber war's mit seiner Lust.

Man sah es brennen klar in ihm
Und weiter glüh'n voll Ungestüm,

Und zu berechnen war es schier:
„Es brennt nicht lange mehr in dir!“

Wir stiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom Reisen aus,
Und fanden dort ein schönes Kind,
Das uns geschäftig wol bedient.

Das schöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorb'nes, frohes Blut; —
Oft sah es mein Genoss' sich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns setzten in die Kutsch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unsern Schlag
Und wünscht uns, was man wünschen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange sie,
Und spricht ganz wunderbar gesinnt:
„Leb' wol, leb' wol, du gutes Kind!

„Und kommst du in die Hauptstadt einst,
„Die du zu sehen doch wol meinst,
„So komme doch (das rath' ich dir)
„Auch einmal auf Besuch zu mir.“ —

Das Kind wird roth, und weiß nicht gleich
Zu sagen: „„Herr, wo find' ich Euch?““ —
„Kind,“ spricht er, „träffst du nirgend mich:
„Im Kirchhof bin ich sicherlich.“

X.

Der Suchende.

Ein finst'rer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein todtes Liebchen ist Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr scheinen kann.

Er geht, bleibt stehen, spricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor sich hin, ist wieder still, —
Weiß selber, scheint es, nicht, was er will.

Zu Hause freut es ihn nimmermehr:
Sie sucht ihn dort nimmer, das Haus ist leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Lust, —
Er kann sie nicht stecken an *ihre* Brust;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er sieht ja *ihr* Bild nicht bei seinem darin.

Den eigenen Thränen ist er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Bescheid,
Bekümmert sich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greises Weib in den Weg,
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schicksal in Menschengestalt:

„Grüß Gott, mein Söhnlein! wohin denn so spät,
„Wann selbst schon der Adler schlafen geht?
„Ein Kind von deiner Art und Gestalt
„Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

„Hielt dich der Vater, die Mutter zu streng?
„Im Walde da ist es ja eben so eng.
„Verlorst du dein Gold und dein Geld in der Welt?
„Im Walde wächst ja kein Gold und kein Geld.

„Wie? oder irrst du, zu morden, im Wald?
„Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
„Wie? oder verlorst du Richtung und Weg?
„Komm' mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!" —

„„Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
„„Kein Vater gemacht mich des Zwanges satt;
„„Ich wollt', ich hätt' noch so süßen Zwang,
„„Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

„„Nein, Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold;
„„Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold;
„„Nicht treib' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
„„Es ist mir ja meines schon, meines zu viel.

„„Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
„„Ich suche ja keinen, hab' keinen gesucht;
„„Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
„„Ich will nur *sie*, nur *sie* allein!

„„Ich will nur sie, ich suche nur sie,
„„Das Kind nur such' ich, das Gott mir verlieh;
„„Und wenn ich es finde, so führ' ich's nach Haus,
„„Und find' ich es nimmer, so ist es aus!

„„Ist aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
„„Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
„„Dann kann ich mein Haus ja überall seh'n,
„„Wo zwei Weiden auf einem Hügel steh'n!

„„Doch, Mütterchen, sage mir, sage mir an,
„„Ob ich sie finde, und wo? und wann?““ — —
„Das will ich dir sagen, das ist mir bekannt,
„Nur sieh' mir in's Auge, nur reich' mir die Hand!

„Du liebst ein gutes, ein süßes Kind,
„Du bist ihm mit Rechten so treu gesinnt;
„D'rum wird es nicht ohne Mühe dein,
„Doch Muth! es wird ja so lange nicht sein!

„Zwar wirst du manchen Morgen und Tag
„Durch Thäler noch wandeln, durch Busch und Hag;
„Wirst manche Thränen noch weinen um sie,
„Vor mancher Capelle noch beugen dein Knie.

„Wirst manch ein Sternlein noch kommen seh'n,
„Doch lass' den Muth nicht untergeh'n:
„Eh' wieder die Blätter fallen allhier,
„Hast du sie gefunden, — und bist du bei ihr!“ —

Der Jüngling ging, — und manchen Tag,
Durchirrt' er Thäler, Busch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um sie,
Und beugte vor mancher Capelle sein Knie.

Manch' Sternlein sah er noch kommen und geh'n;
Doch wo die zwei Weiden am Hügel steh'n,
Wo die Blätter schon fallen für und für,
Da — fand er sie endlich, da blieb er bei ihr.

Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernster Stirne
Mich aus eurem Kreise stehle,
Brüder, um allein zu sein:
Glaubt nicht, daß ich Einem zürne,
Oder daß mir etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann ist so fern vom Grolle,
Dann ist jedem sanften Triebe
So befreundet meine Brust,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergeh'n in süßer Lust.

O dann malt sich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsspiegel,
In der Seele stillem Meer;
Und Gefühle zieh'n gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernst und langsam d'rüber her.

Liebe, freundliche Gestalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir ist;
Denn mit zauberischem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längst gekannt und längst vermißt.

Meiner Kindheit süße Träume,
Meiner Jugend sel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Bescheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glüh'n mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre weh'n wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit einem Male
Flieht das Bild vergang'ner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin,
Und im lichten Zauberstrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längst vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Rosenauen seh' ich offen,
Und der Preis des Lebens strahlt.

Gattenliebe, Kinderwonne,
Selbstverleugnung, Lebensklarheit
Seh' ich sprossen und gedeih'n;
Und der Dichtung heit're Sonne
Sträubt sich nicht, der ernsten Wahrheit
Ihren heit'ren Strahl zu leih'n. —

Schweig' ich d'rum in eurem Kreise,
Deutet's nicht als Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen spricht:
Es ist so nur meine Weise,
Mir ist dann recht wol im Herzen,
Und nur sagen kann ich's nicht.

XI.

Orgellust.

Ein Lied gar fromm und inniglich,
Das „Großer Gott, wir loben Dich!"
Zumal wenn recht mit hellem Sang
In schlichtem Kirchlein zum Orgelklang
Es singt die ganz kleine
Gemeine.

Das war dem Küster Seelenlust,
Schier sprengen wollt' es ihm die Brust;
Allein die Orgel, verstimmt und klein,
Mocht' ihm nie recht zu Willen sein;
Er meint', er müße sie zwingen
Zum Klingen.

Doch macht' er's noch so gut und fein,
Die Orgel blieb verstimmt und klein;
Den Klang, den's in der Brust ihm gab,
Er zwang ihn den Pfeifen doch nicht ab;
Das mocht' ihn wol im Herzen
Oft schmerzen.

So schlug er die Orgel Jahre lang,
Im Widerstreit von Gefühl und Klang,
Durch das, was innen ihm tönte, beseelt,
Durch das, was außen ihn höhnte, gequält,
Sonntäglich unter Freuden
Und Leiden.

„Ha, welche Wonne muß das sein,
„In vollen Accorden, kräftig und rein,
„Ausströmen zu lassen der Töne Meer
„Und mit gehorchenden Tasten ein Heer
„Von unsichtbaren Geistern
„Zu meistern!

„Nur einmal auf einer Orgel, gebaut
„Von Künstlerhand, volltönig und laut,
„Und rein und schwellend und stark und mild,
„Zu spielen, wie's in mir tönt und spielt,
„Dieß Glück laß, o Gott, mich erwerben,
„Dann — sterben!“ —

Und sammeln geht er von Thor zu Thor,
Und malt's so beweglich den Leuten vor,
Und bittet so dringend und dankt so warm,
Die kleine Gemein' ist aber so arm,
Und was er gewinnt alljährlich,
Nur spärlich.

Doch viele Tropfen füllen ein Glas;
So füllt nach Jahren sich auch sein Maß.
Wie trägt er den mühsam erkämpften Gewinn
So freudig zum Orgelbauer hin,
Wie zählt er mit bangem Pochen
Die Wochen!

Doch ehe das Werk noch vollendet steht,
Da hat es ihn plötzlich wie angeweht!
Allmählig fallen die Wangen ihm ein,
Erloschen ist seiner Augen Schein,
Kalt rieselt's ihm durch die Glieder
Hernieder.

Gebrochen liegt der traurige Mann —
„Die Orgel und kam sie denn noch nicht an?“ —
Und eines Sonntag's als er erwacht,
Da heißt es: „Der Meister hat sie gebracht,
„Im Chore steht sie schon, mächtig
„Und prächtig!“ —

„Die Orgel?“ — ruft er, und rafft sich empor, —
„Hinauf! O führt mich hinauf in's Chor!
„Sonntag ist heut', die Orgel ist da, —
„Der Augenblick meines Glück's ist nah':
„So ließ mich's Gott doch erwerben
„Vorm Sterben!“

Der bleiche Küster wankt in's Gestühl,
Da blitzt in den Augen ihm Jugendgefühl,
Da zuckt es durch seine Finger mit Macht,
Sein ganzes Wesen ist nochmal erwacht;
Wie läßt er die Orgel tönen
Und dröhnen!

Wie lieblich singt die Gemeine dazu,
Indeß er spielt und horcht voll Ruh'! —
Da starrte sein Arm, sein Auge brach,
Die Tasten klangen noch lange nach;
Gott gönnt' es ihm, zu scheiden —
In Freuden.

Empfinden und Dichten.

Vor einem Claviere sitz' ich,
Es ist besaitet wol;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen sie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenspiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wälschen Meister gemacht,
Sie hat unter Künstlers Händen
Schon manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit selbstbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten — zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächste
Verwandte des Menschenton's,
Setz' ich voll Hast an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Und Mißklang gibt sie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffst die gegebene Spur,
Als Schatten des schnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr,

Da flücht' ich zu dir, und setze
Dich hoffend auf's freundliche Blatt;
Du aber stehst und trotzest,
Als wärst du des Dienstes satt.

Du stehst — und prägst, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verschieden sei'n.

XII.

Der Vogelsteller und der Förster.

In den alten Forst, den vogelreichen,
Wo die Sänger all', die großen, kleinen,
Sich im Saal von Birk' und Föhr' und Eichen
Zum volksthümlichen Concert vereinen,
Ging der Vogelsteller früh am Morgen
Mit Lockvögeln im verhängten Bauer,
Und mit Garn und Spindel, um verborgen
Sich in's Grün zu legen auf die Lauer.

Still noch war es, nur des Thau's Geriesel
Hörte man, wenn Luft das Laub bewegte,
Oder leises Rascheln, wenn ein Wiesel
Unter'm dichten Brombeerstrauch sich regte;
Oder eines Eichhorn knabbernd Krispeln,
Oder eines Holzwurm's dumpfes Nagen,
Bis die Wipfel durch geschwätzig Lispeln
Kündeten: es sei nicht fern vom Tagen.

Und schon fing der Nebel an zu streichen,
Und der Baumbart weht' im Wind gleich Flören,
Und es schütteln sich erwacht die Eichen
Und es strecken knisternd sich die Föhren.
Und zuhöchst von knot'ger Birke nieder
Tönt ein schriller Pfiff, von fern ein zweiter,

Jetzt ein fragend Zwitschern hin und wieder,
Und so geht's wie eine Losung weiter.

Selbst die Vöglein im verhängten Bauer
Fühlen, daß es draußen tagt, und singen,
Und der Vogelsteller auf der Lauer
Legt nun Hand an Spindel und an Schlingen;
Und die eingekerkerten Verräther
Stellt er unter Eich' und Föhr' und Birke,
Daß sie ihr Geschlecht aus freiem Aether
Niederlocken in des Trug's Bezirke.

Und schon hüpft's und flattert's neubegierig
Hier und dort hernieder von den Aesten,
Langsam erst und fern, bald nah' und rührig,
Leck'rer Imbiß winkt den munt'ren Gästen. —
„Nur herab zur Tafel, schneller, schneller!
„So, ein Druck, — nun seid ihr meine Beute!“
Höhnisch lachend ruft's der Vogelsteller,
Sieh — da steht der Förster ihm zur Seite.

„Halt,“ so spricht er grimm, „du Waldentweiher,
„Du Beleid'ger meiner Reichsinsassen!
„Unter Freien will ich steh'n, ein Freier,
„Sclavenjäger, willst du frei sie lassen?
„Vogelfang ist hier verpönt mit Rechten:
„Darum auf das Garn! Hinweg die Spindel!
„Meine Sänger sollst du mir nicht knechten,
„Geh' mit deinem luftigen Gesindel! —

„Aber nein! auch sie, die armen Sklaven,
„Die nur du zu solchem Dienst gezwungen,
„Sie auch sollst du mir nicht länger strafen, —
„Offen ist's: — heraus, heraus, ihr Jungen!

„Nicht umsonst verlieh euch Gott die Flügel
„Und den freien Klang der frommen Seelen;
„Schwingt euch wieder über Thal und Hügel,
„Und entweiht nicht eure reinen Kehlen.

„Da ist euer Reich in Gottes Saale,
„Nicht dort d'rin im dumpfen Stubenqualme!
„Nicht wahr, das thut wol im Sonnenstrahle?
„Ja, — das freie Lied nur wird zum Psalme!" —
Und so öffnet er die Bauer alle,
Bis der Vögel letzter ausgeflogen. —
„So — jetzt geh' und lern' aus ihrem Schalle,
„Was es heißt: um Freiheit sein betrogen!" —

Jener geht, obwol mit leeren Bauern,
Ruhig fort, als ging er eben gerne;
Immer sieht er noch den Förster lauern,
Plötzlich hält er an und ruft von ferne:
„Nicht wahr, Freund, hier scheiden sich die Raine,
„Und Ihr dürft mich jenseits nicht mehr greifen?" —
Jener nickt, — da setzt sich der am Steine
Ruhig hin, und hebt nun an zu pfeifen.

Sieh — und plötzlich flattert's zu ihm nieder,
Seine Vögel sind's, die wolerzog'nen;
Alle kehren sie gehorsam wieder,
Keiner fehlt von all' den weggeflog'nen;
In die off'nen Bauer hüpfen alle,
Gleich als wären sie zu Hause drinnen,
Und umtönt von ihrer Lieder Schalle
Geht der Vogelsteller stolz von hinnen.

Und der Förster sieht's und ruft empöret:
„Geh', und nimm sie mit, ich fühl's mit Grollen,

„Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
„Welche selber nimmer frei sein wollen!
„Wie das klingt und schallt im Sonnenlichte,
„Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
„Schlecht nur hätten so servile Wichte
„Da gepaßt zu meinen Liberalen!“ —

Entschuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzusingen in dein warmes Herz,
Du fragst mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragst, ich fühl's, mich aus besorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muse Stapelplätzen
So selten käm' ein Liedchen abzusetzen!

Wie soll ich ganz dir meinen Dank beweisen,
Nicht daß du mich entbehrst, nein, mich nur nennst?
Wie aber kann ich g'nug dich glücklich preisen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennst?
Nicht kennst die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lautesten der Sänger selbst verschüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche sie noch oft in's Herzblut ein;
Wol Mancher merkt mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem sein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen sie: den lieben Tag bestehlen.

Darf ich doch selber Ihr es kaum gestehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lied's mir ist. —
„Sie werden lächeln," meint Sie, „und dich schmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold bist!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geschichten;
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?" —

Doch sei's, ich bleibe d'rum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über,
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein And'rer sitzen und sich fassen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer lassen.

Des Lied's Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann ermuth'gen, trösten und versöhnen,
Und kostet nichts, als höchstens eine Nacht.
Ist's besser nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach' am Pult, doch schöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine bess're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit:
Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefsten Herzen
In einer Stunde selt'nen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon gesungen,
Durch Menschenalter hätte fortgeklungen; —

„Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
„Welche selber nimmer frei sein wollen!
„Wie das klingt und schallt im Sonnenlichte,
„Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
„Schlecht nur hätten so servile Wichte
„Da gepaßt zu meinen Liberalen!“ —

Entschuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzusingen in dein warmes Herz,
Du fragst mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragst, ich fühl's, mich aus besorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muse Stapelplätzen
So selten käm' ein Liedchen abzusetzen!

Wie soll ich ganz dir meinen Dank beweisen,
Nicht daß du mich entbehrst, nein, mich nur nennst?
Wie aber kann ich g'nug dich glücklich preisen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennst?
Nicht kennst die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lautesten der Sänger selbst verschüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche sie noch oft in's Herzblut ein;
Wol Mancher merkt mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem sein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen sie: den lieben Tag bestehlen.

Darf ich doch selber Ihr es kaum gestehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lied's mir ist. —
„Sie werden lächeln," meint Sie, „und dich schmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold bist!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geschichten;
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?" —

Doch sei's, ich bleibe d'rum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über,
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein And'rer sitzen und sich fassen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer lassen.

Des Lied's Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann ermuth'gen, trösten und versöhnen,
Und kostet nichts, als höchstens eine Nacht.
Ist's besser nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach' am Pult, doch schöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine bess're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit:
Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefsten Herzen
In einer Stunde selt'nen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon gesungen,
Durch Menschenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden sitzen um den Tisch beim Glase,
Das Zeitblatt fassen sie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Nase,
Was Unverständ'ges murmelnd von Verstand,
Bis sie zum Schluß nach mancher Phras' und Note
Ein Wortspiel machen, oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von diesem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es ist das Herz mit seiner Kraft und Milde,
Um dessen Gunst die scheue Muse buhlt;
Wo sie bemerkt, man will sie nicht verstehen,
Da wird sie roth und wendet sich zum Gehen.

Sprich, trätest du, die junge Braut am Arme,
Wol gern in einer Schenke Lärm und Dampf?
Und kostet' es, umtobt vom lauten Schwarme,
Mit ihr zu tändeln, dir nicht schweren Kampf?
Ja, überströmte bei dem tollen Schalle
Dir nicht vor Unbehaglichkeit die Galle?

Nein, willst du schwärmen mit der Treuerkornen,
So thu's in trauter, stiller Einsamkeit:
Der Stunden süßeste sind die verlor'nen,
Die man der Theu'ren fern von Lauschern weiht!
Man mag davon aufreden, wie im Traume,
Doch nicht es ausschrei'n in unheil'gem Raume!

Fünfte Lese.

Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,
Es ist mir wahrlich selbst nicht lieb:
Denn stimm' ich noch so hell die Saiten,
So klingen sie zuletzt doch — trüb!

I.

Die Warnung.

Ein Jüngling saß mit düst'ren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimisch unter ihnen,
Und kein Gedank' als Tod ihm nah'.

So war's auch, und mit schnödem Lächeln
Senkt' er sein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünscht' er, daß des Westes Fächeln
Schon hinzög' über seinem Grab.

Ist er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgerötet Wangenpaar.
Doch seine Krankheit ist sein Streben:
Denn was er will, ist ihm nicht klar.

Er könnte froh sein, und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die schöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslast.

Er schilt gering, was er verloren,
Und härmt sich über eitlen Tand;
Zum Leide klagt er sich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So schmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungestüm.

Was also will er? — Sterben, sterben,
Verlassen diese Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe sich erwerben,
Und nicht sein, um beglückt zu sein.

„O komm," so ruft er, „komm, du größter
„Von allen Engeln Gottes, komm!
„Lösch' aus ein Licht, du stiller Tröster,
„Das nur sich selbst zur Qual entglomm!" —

Da schallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof schauerlich entlang,
Und dumpfe Geisterkläng' erwachen,
Wie weit entfernter Grabgesang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüsternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts sanft des Jünglings Kinn,
Er dreht, von wildem Schreck durchbebet
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmschein auf einem Grab,
Gigantisch über ihn erhoben,
Ein grinsend Beingesicht herab.

Und aus dem off'nen Knochenmunde
Wie Vampyr laut aus dumpfer Gruft
Hallt's, mit dem Schlag der Geisterstunde
Hohnlachend durch die schwüle Luft:

„Thor, sieh', da bin ich, den du rufest!
„Warum knickt deine Mannheit ein?
„Ich bin's, der Engel, den du schufest, — —
„Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

„Ich bin kein Sklave, der erscheinet,
„Wenn tolle Laun' es herrschend will;
„Gebannt nicht, noch herangeweinet,
„Wann's mir geboten, komm' ich still.

„Dahier in meiner Brust von Knochen,
„Da steht's geschrieben unsichtbar:
„Was von mir sein soll abgebrochen,
„Und was verschont von Jahr zu Jahr.

„Und wie's nicht Winter ist zu nennen,
„Wenn Blumen knickt der Sense Schnitt,
„Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
„Wenn mich der Mensch bei sich vertritt.

„Du, Fant, willst reif sein schon zum Tode,
„Schon reif sein jetzt, unsel'ger Thor?
„Wie manche Lebensperiode
„Steht, eh' du reifst, dir noch bevor!

„Glaubst du, weil ich oft Kinder mähe,
„Weil ich oft Länder leer' im Flug,
„Der tolle Wunsch nach meiner Nähe
„Geb' auch auf mich schon Recht genug?

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düst're Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei and're taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' Alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wol bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich;
Denn sollt' auch Keiner klagen,
Und Niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

Selbst ist der Mann.

In deinem tiefsten Herzen
Bestelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden d'rinnen hause,
Ob Hader d'rinnen brause, —
Was fragt die Welt darnach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben schützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wol ein Herz besitzt,
Lass' ja nicht laut es werden:
Die Freundschaft wärd auf Erden
Zum Märchen schaal und flach;
Bleib' ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt darnach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du hast noch rothe Wangen,
Du hast noch frischen Sinn;

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düst're Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei and're taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' Alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wol bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich;
Denn sollt' auch Keiner klagen,
Und Niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

Selbst ist der Mann.

In deinem tiefsten Herzen
Bestelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden d'rinnen hause,
Ob Hader d'rinnen brause, —
Was fragt die Welt darnach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben schützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wol ein Herz besitzt,
Lass' ja nicht laut es werden:
Die Freundschaft wärd auf Erden
Zum Märchen schaal und flach;
Bleib' ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt darnach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du hast noch rothe Wangen,
Du hast noch frischen Sinn;

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düst're Wolke,
Sonst nennt das Volk dich schwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei and're taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebst du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Hast, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt gestreut,
O hoffe nicht viel Rosen
Von so viel Seelenlosen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Trost gesungen,
So ist es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' Alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So bist du wol bestellt!
Und geht es einst zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Trost erblich;
Denn sollt' auch Keiner klagen,
Und Niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

II.

Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Hast, —
Du junger Alpenjäger, so gönne dir doch Rast!
Das Wetter ist nicht günstig, was klimmst du denn empor?
Meinst du, die Gemsen machen sich dir zulieb hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er starrt mit trüben Augen gar seltsam vor sich hin,
Er schlendert an den Klüften, wovor selbst Jägern graust,
Ganz schwindellos vorüber, sein Stutzrohr in der Faust.

Den Aar in hohen Lüften, sonst ein willkommen Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreisen, — es gilt ein and'res Spiel;
Heut ist nicht er der Jäger, heut wird er selbst gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft versagt.

Die Jäger sind die Schwüre, die ihm die Sennin schwor,
Die Jäger sind die Stunden, die er an sie verlor,
Die Jäger sind die Küsse, die sie nicht ihm vermeint,
Die Jäger sind die Thränen, die sie nicht ihm geweint.

Ein lustig Jägervölkchen, für einen Leu genug!
Sie hetzen ihn verspottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Besinnen gilt, —
Da steht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.

Was kümmert ihn die Wolke, die fast sein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das sie mit sich geführt,
Ihr Prasseln und ihr Sausen und ihrer Blitze Strahl?
Sein Auge starrt hinunter, hinunter nur in's Thal.

Dort steht sie noch die Hütte, das Fenster glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauschte manchem Wort;
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch sie vergaß der Treu'.

Jetzt regt sich was vor'm Hüttchen, — sie ist's, — sie muß es sein, —
Da hüllt der Nebel sinkend ihm Thal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchse, drückt fest an's Herz den Lauf:
„Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, schau' herauf!"

Und plötzlich senkt die Wolke sich berstend niederwärts,
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durch's Herz. —
So fanden ihn die Jäger versengt vom Flammenkuß;
Des Himmels Blitz ersparte dem einen bösen Schuß.

Fischers Abendlied.

Da drüben am Ufer
Da stehet ein Haus
Da blickt oft zum Fenster
Ein Mägdlein heraus.
Das nickt mir vom weiten
Gar innigen Gruß,

Dem schick' ich manch' Küßchen hin
Ueber den Fluß.

Schon tönt von den Bergen
Das Abendgeläut, —
O Mägdlein im Hause,
Wo weilst du denn heut'?
So bleibt denn vergebens
Mein Schau'n und mein Gruß?
Vergebens mein ‚Gute Nacht‘
Ueber den Fluß?

Und bist du auch ferne,
So weiß ich es doch,
Du denkst vor'm Entschlummern
Des Fernen auch noch,
Und träumst dich an's Ufer,
Und schickst mir zum Gruß
Der Träum' allerlieblichsten
Ueber den Fluß!

Bald, bald wird das Glöcklein
Dir läuten in's Haus;
Dann schmück' ich den Hut mir
Mit Band und mit Strauß,
Und spring' in den Nachen
Mit jauchzendem Gruß,
Und hol' als mein Bräutchen dich
Ueber den Fluß!

III.

Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen,
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!“

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um Elf!“

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Hagelschlag.

Vor dem Felde steht der Landmann
Mit gekreuzten Armen da:
„Ach wie schön noch heute Morgens,
„Reicher Segen, fern und nah';

„Grün und fett die jungen Halme,
„Hoffnungsreich, ein Augentrost,
„Bis der Mittag kam, der schwüle,
„Bis der Hagelschlag getost!

„All' die Halme nun erschlagen,
„All' die Hoffnungen nun Staub,
„Und ein ganzes Jahr voll Sorgen
„Einer Viertelstunde Raub!

„Und da soll der Mensch nicht hadern,
„Soll nicht weinend steh'n, wie ich?
„Soll nicht Schweiß und Fleiß verschwören,
„Schicksal, grollen nicht auf dich?!" —

Und zum Landmann trat ein Pilger,
Der ihn also hört' und sah:
„Sprich, du, dessen Saat zerschlagen,
„Sprich, wie meinst du, steh' ich da? —

„Tausend Saaten, wie die deinen,
„Lang erwarteter Ertrag,
„Freilich nur gesät im Herzen,
„Traf mir schon der Hagelschlag.

„Saat ist Pflicht, doch Glück ist Ernte;
„Tausend Saaten ohne Glück!
„Armer, auf den Aerm'ren richte
„Deinen thränenfeuchten Blick!" —

Und der Landmann hört den Pilger,
Zieht ein lächelnd Spottgesicht;
Weil er nicht die Saat kann sehen,
Glaubt er an den Hagel nicht.

IV.

Nach einem Jahre.

Vor'm off'nen Schranke steht die junge Frau,
In ihrem Auge schimmert süßer Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, seid'ne Flitterzier! —

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Noch schläft es unter'm Mutterherzen still.

Allein die Mutter sieht es schon vor sich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein,
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen schon hinein.

Sie schmückt's im Geist mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens schönsten Blütenstrauß.

Und was erst Traum, bald ist es Wirklichkeit:
O Mutterschaft, du süße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' ist wandelbar,
Und vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —

Vor'm off'nen Schranke steht die blasse Frau,
In ihrem Auge schimmert herber Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier.

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Ach Gott! das schläft schon in der Erde still.

Allein die Mutter sieht es noch vor sich,
Das arme Würmchen, wie es leis' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße sich hinein.

Nur Band und Flitterzier sind nicht mehr da: —
Mit diesen schmückte sie den Sarg ihm ja.

Vorbereitung.

Wenn so mit allen seinen Schauern
Der Winter saust durch Feld und Hain,
Wenn Ströme stocken, Bäume trauern,
Es ist ein freudlos ödes Sein.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen,
In todtes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingesponnen,
Nicht Wärme, nicht Gesang, nicht Thau.

Wenn das auf einmal so geschähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man todt am Morgen sähe,
Was Abends lebhaft noch gelacht;

Wenn's plötzlich aus den Wolkenschichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht; —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menschen überlebten's nicht.

So aber ist's ein leis' Entfärben,
Ein langsam Welken und Vergeh'n,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tausend Bildern seh'n.

Da sinken reif die gold'nen Aehren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühl're Zähren,
Da jagt das Laub in schnell'rer Flucht.

Da zieh'n die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwischt,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben still erlischt.

Das ist des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er stürmt nicht wild und grausam d'rein,
Er weiht durch leise Vorbereitung
Das Herz zu jedem Bitt'ren ein.

Er sprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden schickt;
Er läßt zum Spiel die Pulse klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebenssatter,
Bis sie des Kelches fast verdrießt,
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt sich gerne schließt.

V.

Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
„Wie sich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
„Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
„Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen Uns der Brauch.

„Ich leite von den Asen mein unentweiht Geblüt;
„Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüth! —
„Ich strecke den gold'nen Scepter hinaus bis in die Flut;
„Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

„Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
„Ein toller Mißbrauch ist es der kindgeword'nen Welt!
„Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr' er's mich;
„Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!"

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang und ernst ihn mißt.

„Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
„Der Alles mit mir theilet, der Dänen Gunst und Gruß?
„Ich aber sag' dir, Skalde, stell' du dein Singen ein,
„Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!“ —

„Herr“, spricht der Skalde ruhig, „ich beuge mich vor dir;
„Doch, wann ich lebe, zu schweigen, das, Herr, steht nicht bei mir!
„Du kannst mit dem Pfeil wol schießen den Vogel aus hoher Luft,
„Doch, wann er lebt, nicht hindern sein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

„Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen sinkt,
„Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt;
„Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr:
„Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor!“ —

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag so,“ spricht er, „sein;
„Will dir dein Singen gönnen, nur sollst du's nicht allein!
„Zuvorthun soll mir's Keiner; der, den man rühmt, sei — ich,
„Im Liede, wie im Kampfe! D'rum komm und lehr' es — mich!“

Fast muß der Skalde lächeln, er schickt getrost sich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter schallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in seine Burg empor.

„Ha, Bube,“ ruft er wüthend, — „Neid ist es, Neid von dir,
„Du willst es mich nicht lehren — nimm hier den Lohn dafür!“ —
Er stößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter tödten, doch Dichten konnt' er — nicht.

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch and're Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch' eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der Alles Nied're von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegen starrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch' eine Waff' — ist sein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.
Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch' eine Waffe — ist sein Wort,
Das Echo seines Sinn's,
Ein festes Schloß, ein sich'rer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund', am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und beſſ'rer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!

VI.

Kunst und Natur.

(1564.)

„Auf, Improvisatore! Welch' Gesicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was soll die flaue Regenwettermiene?
Was soll im Arm die stumme Mandoline,
Bei so viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum soll's Euch Sonette regnen,

Euch soll der Bach, der unter Ulmen rauscht,
Als eine flüss'ge Elegie begegnen;
Die Sonne, die durch's Laub verstohlen lauscht,
Mit Liederscherz Anakreon's Euch seg'nen;
Der Vogel, der sich sonnt im Frühlingsschein,
Euch eine leibgeword'ne Hymne sein,
Und was da webt im Himmel und auf Erden
Euch zur Ottav' und zur Canzone werden!"

Zu Sylvio Antoniano spricht's
Die Herzogin, huldlächelnden Gesichts.
Doch was ein Lächeln ist um ihren Mund,
Thut bald bei Jenen, welche sie umgeben,
Als hämisch Flüstern und als Spott sich kund,
Berechnet nicht, des Dichters Muth zu heben,
Nein, zu bewitzeln seines Schweigens Grund.
Und halb ermuntert durch den Scherz der Huld,
Und halb durch Spott gereizt zur Ungeduld,
Verneigt der Dichter sich und spricht bescheiden:
„Erhab'ne Herrin, fühlend meine Schuld,
„Muß ich den Dornstich, wie die Bolzen leiden;
„Doch ist's nun einmal Dichter-Mißgeschick:
„Denn unser Meister ist der Augenblick.
„Versetzet uns in einen Hain der Feen,
„Wo Balsamdüfte sinnbezaubernd wehen,
„Wo gold'nes Licht von allen Zweigen träuft,
„Wo Nektarfrucht an allen Aesten reift,
„Wo auf der schönsten Blumen Glanzgewimmel
„Herniederlacht ein blaukristall'ner Himmel,
„Wo Nymphen sich im Reigen flieh'n und haschen,
„Wo Sphärenmelodien uns überraschen,
„Wo Alles rings, was Aug' und Ohr genießt,
„Nicht Stoff, nein, selbst vollkomm'ne Dichtung ist, —

„Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu schlichten,
„Wir werden schau'n, genießen, doch nicht — dichten.
„Das läßt sich nicht beschwören und nicht locken,
„Man sieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,
„Es überkommt uns plötzlich, süß erschrocken
„Empfinden wir's, — ein Blitz, und es ist da.
„Ein Formenspiel mag dem Verstand gelingen,
„Doch das Gedicht muß die Minute bringen,
„D'rum wenn es, Herrin, Euch an dem genügt,
„Was wortgewandt die Sprache künstlich fügt,
„So wollt die Aufgab' immerhin mir bringen,
„Wenn's auch nicht zündet, nun, so wird's doch klingen!"

Nachdenkend steht die Herrin, — horch! — ein Schall
Im nahen Busch. — „Ich hab's! — Die Nachtigall!" —
„„Die Nachtigall!"" so wiederholt er leise,
Nimmt ernsten Blick's das Saitenspiel zur Hand,
Und sucht dann mit dem Aug' den Gegenstand,
Dem Stimm' und Laute tönen soll zum Preise.

Auf eines blüh'nden Mandelzweiges Rand
Wiegt sich der kleine Vogel, grau und schlicht,
Des Frühlings unscheinbarstes Festgedicht,
Und blickt, nur prüfend erst der Kehle Ton,
So stolz herab von seinem Blütenthron,
Als wüßt' er schon, daß huld'gend ihm die Musen
Ein Lied bereitet im verwandten Busen.

„Dich," so beginnt, zur Nachtigall gewandt,
Der Dichter, während durch der Laute Saiten
Zu sanftem Vorspiel seine Finger gleiten, —
„Dich soll ich singen? — Bleib! o bleib, gebannt
„Durch meiner Töne Fleh'n, an diesen Ort,
„Und gieße deinen Wollaut in mein Wort,

„Und lehre mich dein traurig Schicksal künden,
„Damit die Menschen es begreiflich finden,
„Weshalb so menschlich deine Klage klingt.

„Ein Mädchen warst du einst, so sagt die Mythe,
„Pandions' Tochter, Tereus' Schwägerin;
„Mit ihm, der insgeheim für dich erglühte,
„Zogst arglos du zu seiner Gattin hin,
„Zu Progne, deiner Schwester; da vergaß
„Der Arge jede Scheu und jede Schranke;
„Und da der Unthat quälender Gedanke
„Ihm wie ein Geier an der Seele fraß,
„So riß, damit dein Mund sie nicht erzähle,
„Riß er die Zunge — ach! — dir aus der Kehle.
„Doch auch der stumme Schmerz hat seine Sprache,
„Dir ward ein Trost, ihn traf der Götter Rache.
„Dir ward ein Trost; von deinem Leibe glitt
„Das blut'ge Menschenkleid wie Zunder nieder,
„Fort schwangst du dich auf wiegendem Gefieder,
„Und eins, dein menschlich Herz, nur nahmst du mit.
„Dir ward ein Trost: du darfst seit jenen Tagen
„Dein Leid der Welt im Liede rührend klagen,
„Darfst, Mensch im Vogel noch, wie du's gewesen,
„In jedem Menschenaug' dein Echo lesen;
„Darf zu dem Paar, das jeden Zeugen scheut,
„Hinsetzen dich in Waldeseinsamkeit,
„Und, nimmer fürchtend, seinen Schwur zu stören,
„Durch Kuß und Seufzer dich gepriesen hören;
„Darfst den Gefang'nen in den Kerkertod
„Den Lebensgruß der Lieb' und Freiheit senden,
„Und wenn dereinst die Erdennacht wird enden,
„Und schon hereinflammt ew'ges Morgenroth,
„Nicht einen Engel braucht es auf den Hügeln,
„Um mit Posaunenton sie zu entsiegeln,

„Der Himmel schicke dich, o Nachtigall!
„Dein Lied, wie Nachklang längst verwund'ner Leiden,
„Dein Lied, wie Vorschmack nie empfund'ner Freuden,
„Tön' in die Welt als Auferstehungsschall! —
„Sag' an, versteh' ich dich, o Nachtigall?" —

Wie fragend blickt der Sängersmann nach oben,
Und wie erwidernd stimmt der Vogel droben
Mit Eins sein Lied, sein wundervolles, an.
Ein schmachtend Flöten ist es ohne Zunge,
Ein weinend Lallen; plötzlich dann im Schwunge
Wächst es empor und senkt sich wieder dann,
Und klagt wie ein in unbelauschten Thränen
Sich selbst beschwichtigendes Liebessehnen.

„Ja, klage, Sängerin der Schmerzen, klage,"
Beginnt der Dichter wieder, — „du mit mir
„Und ich mit dir; — antworte, wenn ich frage,
„Hast du den Ton, hab' ich das Wort dafür.
„Ja, lass' uns wechselseitig uns ergänzen,
„Vereint uns buhlen um der Schönheit Gunst,
„Lass' dein Juwel in meiner Fassung glänzen,
„Lass' die Natur wetteifern mit der Kunst!" —

Und wie der Sänger jetzt die Saiten schlägt,
Da ist's, als ob der Vogel ihn verstände;
Er sträubt sein Gefieder und regt
Die Flügel behende,
Und hebt die klugen Augen empor,
Und strömt, statt der schwülen, schmelzenden Klage,
In die er sich erst noch wie sinnend verlor,

Mit lautem, gellendem, schmetterndem Schlage
Der Liebe wonnigsten Jubel hervor.

Schnell fand der Dichter auch das Wort zum Tone,
Zur jauchzenden Hymne schwillt die Canzone,
Zum vollen Accorde die sanfte Terz;
Laut pochet der Hörer begeistertes Herz. —

Jetzt neckisch wieder
Auf und nieder,
In rollenden Läufen, in hüpfenden Sprüngen.
Bald wie Gekicher, bald wie ein Ach,
Jetzt trillergewaltig, jetzt lispelnd schwach,
Den Tact sich schlagend mit flatternden Schwingen,
Tändelt und scherzet die Nachtigall. —
Der treue Dolmetsch deutet jeden Schall,
Und malt muthwilliger Liebe Necken,
Ihr kosend Flüstern, ihr schalkhaft Verstecken,
Ihr prüfendes Schmollen,
Ihr scherzendes Grollen,
Ihr eifernd Zürnen, ihr. schnelles Versöhnen,
Des Herzens ew'gen Roman in Tönen,
So, daß wie Ton und Wort sich verschlinget,
Der Hörer zu unterscheiden zagt,
Und seinen Nachbar leise fragt:
„Ist sie's, die dichtet, oder er, der singet?"

Doch ist ihm schön'rer Lohn noch vorbehalten,
Die Sängerin verstand des Sängers Walten,
Und alle Scheu ist ihr so ganz geraubt,
Daß, wie um ihren Dank ihm zu bezeugen,
Sie plötzlich, niederschwebend aus den Zweigen,
Sich singend niederläßt auf seinem Haupt,

Und aus des Dichters dunklem Lockenhaare,
Wie von der Muse würdigstem Altare,
Den Hochverwunderten zu pred'gen scheint:
„So singt die Kunst mit der Natur vereint."

Vogel und Dichter.

Vogel in dem Bauer, mußt du singen,
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunstgerecht verschlingen,
Statt zu schlagen deinen munt'ren Schlag?

Mußt den Triller wälscher Meister wechseln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechseln,
Der als Waldlied Gott so fromm geehrt?

Mußt der Kehle süßen Schmerz vergessen
Und den heil'gen Jubel deiner Brust,
Mußt im Tacte dein Adagio messen
Und nach Vierteln mäß'gen deine Lust?

Mußt den unerschöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechsels ew'gen Ueberschwang,
Kargend schnüren in ein Alltagsmieder,
Bis die Freiheit fast erlahmt in Zwang?

Er sprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden schickt;
Er läßt zum Spiel die Pulse klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebenssatter,
Bis sie des Kelches fast verdrießt,
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt sich gerne schließt.

V.

Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
„Wie sich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
„Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
„Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen Uns der Brauch.

„Ich leite von den Asen mein unentweiht Geblüt;
„Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüth! —
„Ich strecke den gold'nen Scepter hinaus bis in die Flut;
„Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

„Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
„Ein toller Mißbrauch ist es der kindgeword'nen Welt!
„Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr' er's mich;
„Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!“

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang und ernst ihn mißt.

„Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
„Der Alles mit mir theilet, der Dänen Gunst und Gruß?
„Ich aber sag' dir, Skalde, stell' du dein Singen ein,
„Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!" —

„Herr", spricht der Skalde ruhig, „ich beuge mich vor dir;
„Doch, wann ich lebe, zu schweigen, das, Herr, steht nicht bei mir!
„Du kannst mit dem Pfeil wol schießen den Vogel aus hoher Luft,
„Doch, wann er lebt, nicht hindern sein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

„Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen sinkt,
„Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt;
„Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr:
„Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor!" —

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag so," spricht er, „sein;
„Will dir dein Singen gönnen, nur sollst du's nicht allein!
„Zuvorthun soll mir's Keiner; der, den man rühmt, sei — ich,
„Im Liede, wie im Kampfe! D'rum komm und lehr' es — mich!"

Fast muß der Skalde lächeln, er schickt getrost sich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter schallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in seine Burg empor.

„Ha, Bube," ruft er wüthend, — „Neid ist es, Neid von dir,
„Du willst es mich nicht lehren — nimm hier den Lohn dafür!" —
Er stößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter tödten, doch Dichten konnt' er — nicht.

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch and're Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch' eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der Alles Nied're von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegen starrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch' eine Waff' — ist sein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.
Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch' eine Waffe — ist sein Wort,
Das Echo seines Sinn's,
Ein festes Schloß, ein sich'rer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund', am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und beſſ'rer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!

VI.

Kunst und Natur.

(1564.)

„Auf, Improvisatore! Welch' Gesicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was soll die flaue Regenwettermiene?
Was soll im Arm die stumme Mandoline,
Bei so viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum soll's Euch Sonette regnen,

„„Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
„„Wir wollen blüh'n auf ihm, — wo nicht, vergeh'n!
„„Ein Sturm kann uns zerstreu'n, ein Hagel knicken,
„„Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
„„Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber sä'n,
„„Ein Bräutchen uns in seine Locken flechten, —
„„Wir wollen sterben — und mit Niemand rechten!

„„Was Blum' ist, kann getrennt vom Heimatboden
„„Wol welken, aber sich verläugnen nicht;
„„Wir wollen frei vergnügen und verschönen,
„„Doch nicht um Augendienst in Kerkern fröhnen,
„„Bei Ofensonnen und bei Scheibenlicht!““
„Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
„Wie stirbt sich's süß in Gottes freien Lüften!“

VIII.

Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Ostseestrand,
Den schon der Morgen stets am Meere fand;
In stiller Sehnsucht blickt' er da hinaus,
Als wär' sein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! sein Schatz, — ein Sohn,
Der längst ihm schlief im grünen Meere schon;
Vor seinen Augen hob in's nasse Grab
Ihn eine Wog' einst aus dem Kahn hinab.

Schon flochten d'runten sein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Fasern ein;
Doch in des Vaters gramzerriss'ner Brust,
Umwob noch keine Hülle den Verlust.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löst den Kahn und steuert auf die Höh',
Und schlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In stillem Wahnsinn auf das Fell und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörst du mich denn nicht?
„O komm' herauf, bevor das Herz mir bricht!
„Ich setz' in meinem Kahn dich neben mich,
„O komm' herauf, nach Hause führ' ich dich!

„Und bist du todt, so grab' ich dir ein Grab
„Auf unser'm Friedhof, lege dich hinab,
„Und pflanze Blumen und Gebüsch umher,
„Liegst doch wol besser, als im kalten Meer!"

Er ruft und ruft, bis längst die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt still für sich:
„Er hat's noch nicht gehört in seinem Haus, —
„Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!"

Und eines Morgens fuhr er auf die See —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je:
Gewiß hat endlich ihn sein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, so wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es selten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird sein Gang.

Die Häuser steh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Lust darin,
Und unverdross'ne Menschen treiben
Sich zwischen ihnen munter hin.

Man sieht hinein durch klare Fenster,
Und sieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu off'nen Thoren
Und sieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeschrei,
Es ist, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glück's vorbei.

Und dennoch schleicht die böse Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpresset Thränen,
Und übt Verrath und Meuchelmord.

Verliere d'rum die Fassung Keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leideskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hienieden wächst heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück sich verstecken kann!

IX.

Das Erbstück.

Einst hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen, gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und stürmte durch's Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Thränen? Er hielt sie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des schönen Gesicht's.
Was fragt' er um Seufzer? Ihm waren sie Lust;
Sie schwellten ja lieblich die wogende Brust.

Und Schwüre zu leisten, was rührt' es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Gestalt, so vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht werth. —

Das aber gibt den Verlornen nicht auf,
Sein Theuerstes schlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue sie ist kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Trost,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfrost,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des Bösen, der es verschuldet hat.

Ein silberner Becher gar zierlich und fein,
Der sollt' ihm ein heiliges Erbstück sein,
Den schickt sie vom Todtenlager ihm zu, —
Dann legt sie das Herz, das gebroch'ne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüsten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er sieht ihn nicht an,
Er stellt ihn abseit und fragt nicht darnach,
Was etwa die Geberin sterbend sprach. —

Und Jahre vergeh'n, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und derer, die ihn geschenkt,
Nur manchmal noch tritt durch der Träume Flor
Ihr blasses Bild gespenstisch hervor.

Von Liebe zu Liebe mit stürmischem Sinn
Wankt taumelnd der Unersättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Ostwind treibt.

Doch endlich trifft er auf seiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angethan;
Ein Weib so flüchtig, so wild, wie er, —
Das schmiedet ihm Ketten, das fesselt ihn schwer.

Was all' die andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's selbst um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er schmachtet und buhlt,
Und brüstet sich kindisch mit tändelnder Huld.

Und schmücken darf er endlich sein Haus,
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,
Von wüsten Gesellen erfüllt sich der Saal,
Die Becher kreisen beim festlichen Mahl.

Da steht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der silberne Becher voll köstlichem Trank,
Der silberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch sieh! was wird sie auf einmal so blaß,
Was starrt sie hinein in das funkelnde Naß?
Was stößt sie zürnend mit wüthigem Sinn
Den Becher, verschüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erschrocken, er starrt durch's Naß
Auf den Grund des Bechers, bald roth, bald blaß;
Denn ein Bild ist gemalt auf dem silbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund;

Bekannte Wangen so schön und bleich,
Ein Gesicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Thränen steh'n,
Als wollten sie jetzt noch um Treue fleh'n.

Der Ritter sieht es wie festgebannt,
Das Erbstück birgt er verstört in's Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fortstürzt er vom Mahl in verzweifelter Hast.

Das war wol ein trauriger Hochzeitschmaus,
Die Braut flieht wüthend das schmähliche Haus;
Die Gäste wandeln suchend umher,
Den Bräutigam aber fand keiner mehr.

Liebesroman.

So seh'n wir uns nach Jahren wieder,
Was ging indeß an uns vorbei!
Als wir das erste Mal uns fanden,
Da war noch auf und über Mai.

Da gab's ein Hangen und ein Bangen,
Da ward mit Thränen nicht gespart;
Die Zukunft schwamm, ein gold'ner Nachen,
Im klaren See der Gegenwart.

Da praßten wir mit Hochgefühlen,
Von Glück war uns're Brust geschwellt,
Und dennoch hatten wir noch immer
Des Glück's genug für eine Welt.

An keine Lösung denkend knüpften
Wir tausend Fäden tändelnd an,
Und wähnten jeden Tag verloren,
Der ohne Kuß und Schwur verrann.

Wir setzten über Kluft und Klippe
Mit Lächeln in verweg'nem Sprung;
Wir standen schwindelnd auf dem Gipfel,
Und zagten fast vor Steigerung.

Und nun — o. lass' uns nicht erröthen! —
Was uns beseligt und beseelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! — die letzte Seite fehlt.

X.

Der blinde Greis an seine Tochter.

„Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — Wie das kühlt! — Sie sind so lieb, so lind,
Und jeden Pulsschlag spür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum Stillesteh'n.

„Einmal, es ist schon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da saß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte sinnend in den grünen Raum.

„Horch! plötzlich rauscht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wol die Hand, so lieb und lind,
Und blieb recht gern so lang als möglich blind.

„Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du so jung, wie du so zart;
Den ersten Kuß trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

„Wenn du nun manchmal deine Hände so
Mir auflegst, macht es mich wehmüthig froh;
Mir ist's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als säh' ich sie, die längst schon ruht im Grab.

„Ja, malen könnt' ich Zug für Zug sie dann,
Und eine süße Sehnsucht faßt mich an;
Zu sitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszustarren in den grünen Raum;

„Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich stelle mich nur blind.
Und sie verhalte nur die Augen mir,
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!"

Täuschung.

Seht ihr dort die beiden Berge
Wie sie dasteh'n eng vereint,
Das beim ersten Blick das Auge
Einen nur zu schau'n vermeint?

Und doch sind sie streng geschieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwischen beiden noch.

Seht, wie diesen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig sieht, vom weiten,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

XI.

Der Scorpion.

Am Meeresstrande zwischen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überstrahlt,
Da saß ein Liebespaar in Wonneträumen
So selig, wie man sel'ge Geister malt.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen sein,
Daß es nicht heiß're Liebe gäb' auf Erden,
Nicht fest're Treue unter'm Sonnenschein.

Und arm an Worten, arm an all' den Zeichen,
Womit der Mensch sich Irdisches vertraut,
Abwechselnd mit Erröthen und Erbleichen,
Sank an des Jünglings Brust die holde Braut.

Und wie sie sich gesenkten Haupt's entwindet,
Fällt eine Thrän' aus ihrem Aug' auf's Grün;
Dem Blick der Lieb' entging sie nicht, er findet
Bald ihre Spur und sieht sie flimmernd glüh'n.

„Du Perle," ruft der Jüngling, „Demanttropfen,
„Freiwill'ge Bürgschaft, sei du mir ein Pfand,
„Daß so wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
„Sie treu sich bleiben bis in's bess're Land!" —

Was kann so Großes je die Lieb' ersinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
D'rum schifft der Jüngling einst getrost von hinnen,
Und findet Glück selbst in der Trennung Leid.

Strahlt doch die Thräne, die ihr dort entsunken,
Ihm überall voran als leitend Licht! —
So flieht ein Jahr, — heimkehrt er, wonnetrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde spricht.

„Sie ward dir untreu!" flüstern ihm die Wogen,
Und „untreu!" blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern säuseln ihm: „Sie hat gelogen!"
Die Weste weh'n es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er sieht sie selbst an fremdem Arme wallen,
Sieht sie erröthen, ihrer Schuld bewußt;
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Brust.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düster niederschaut,
Zur Rasenbank, wo einst in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr süßes Pfand gethaut.

Der Lorbeerhain erbraust, die Wogen schallen,
Die Möwen kreisen wild mit heis'rem Ton,
Und wo des Mädchens Thräne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Scorpion.

Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe sei's,
Die da verspätet geblieben;
Bald würde sie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielstimmigen munter'n Gesanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und spät erst scheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es sei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,

Und dachte, daß weil der Frühling schied,
Die Lieder verstummen sollen.

Doch kaum daß eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es ist noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, so klingt denn, ihr Lieder!

XII.

Eine Concertscene.

Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreßt,
Die Masse sich zum Knäuel ballen läßt;
Wo jede Kraft des Einzelnen verschwindet,
Wo sich der Stoß, der traf das erste Glied,
Elektrisch durch die ganze Kette zieht,
Daß auch das letzte dumpf ihn mitempfindet;
Wo sich empor zur Stirn, die Tropfen sprüht,
Die festgeklemmte Hand umsonst bemüht;
Wo matter stets der Fuß sich streckt und hebt,
Bis er des Halt's beraubt in Lüften schwebt.
Wie heißt der Raum? — Ein Sklavenschiff vielleicht?
Wo eingepfercht in fauler Brettertruhe,
Voll blödhinbrütender Verzweiflungsruhe,
Ein Negerstamm dem Tod entgegenkeucht? — —
Wie, Sklaven? — Könnte sein — doch schwarze nicht,
Auch keuchen sie entgegen nicht dem Tode;

Nur Sklaven sind's und Sklavinnen der Mode,
Und lebenslustig glänzt ihr Angesicht.
Und tausend Kerzen streuen ihren Schimmer,
Zurückgespiegelt von Demantenflimmer,
Verschwenderisch längs Wand und Wölbung aus, —
Unheil'ge fort! — Dies ist der Musen Haus.

Schon tritt aus ihrer Priesterinnen Chor
Die Lieblichste voll ernster Weihe vor,
Und läßt gewaltig durch die stillen Hallen
Des Dichters Wort von stolzer Lippe schallen.
Es freut sie, Trägerin des Werks zu sein,
Das, anspruchslos erdacht beim Lampenschein,
Durch sie nun darf den Weg in's Leben finden,
Um in der Brust von Tausenden zu zünden. —
Es zündet aber nicht! Wol sind die Hände
Nicht allzukarg, wol schallt als Lobesspende
Dem deutschen Lied ein wälsches „Bravo" nach,
Doch ihr nur, die, — nicht jenem, was sie sprach.
Almosen ist es, nicht Begeisterung,
Nur Mitleid mit dem Schooßkind, das den Schwung
Der Flügel sich durch plumpen Ballast lähmte,
Und schnöden Kies mit laut'rem Gold verbrämte.
Ob hie und da ein schönes Auge leuchte,
Und mit verstohl'ner Thräne sich befeuchte;
Ob hie und da ein Herz bewegter schlage,
Ob hie und da ein Einzelner sich frage,
Warum, was ihm die Seele süß bezwingt,
An tausend Ohren wirkungslos verklingt, —
Ein Mißgriff ist's, — hier gilt nicht solcher Brauch.
So wie der Götze, so das Opfer auch.

Da öffnet sich das Thor zum zweiten Mal, —
Der Tonkunst Liebling schreitet in den Saal,

Und blickt umher, und wirft sich in die Brust,
Und lächelt süß und harrt, bis sich die Lust,
Ihn nur zu seh'n, in laute Wonn' ergießt,
Und vor der Saat ihm schon die Ernte sprießt.
Doch horch! — wol schallt ihm warmer Gruß entgegen,
Ein Willkomm, — doch kein Jubel, kein Orkan,
Er steht und staunt, ungläubig und verlegen;
Ihm — nur ein Gruß? — Wer hat ihm das gethan?
Doch sei's, — er kann's erobern, kann's erzwingen,
Und wenn er will, so muß es ihm gelingen.
Er singt, so sang er nie, so mild, so stark,
Nachzittern seine Tön' im tiefsten Mark;
Im leisen Ach, in schmachtend sel'gen Blicken
Verräth sich ihm der Lauschenden Entzücken.
Was Laun' ihm vorenthielt, er hat's erkämpft,
Und triumphirend harrt er des Tributes.
Und wieder schallt's, doch wieder, wie gedämpft,
Ja schüchtern fast, wie bar des frohen Muthes,
Der seine Lorbeern frei und ganz verschenkt,
Und nichts für And're zu ersparen denkt.
Für And're sparen? — Sänger ahnst du's nun?
Zieh' dich zurück, lass' deinen Ehrgeiz ruh'n;
Ein Nam' erst ist es, welcher dich entthront,
Ein Stern, verkündet erst am Horizont!
Zieh' dich zurück, bevor er aufgegangen,
Bevor die längst Erwartete sich zeigt,
Die Kunstheroin, der sich voll Verlangen
Ein Welttheil schwärmerisch entgegen neigt.
Zieh' dich zurück, und räum' ihr deinen Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

Da öffnet sich das Thor zum dritten Mal, —
Die Geig' in zarten Händen naht ein Knabe,

Der fremden Armes sich bedient zum Stabe,
Denn ach! ihm fehlt der Augen lichter Strahl;
Dafür hat ihm Natur für seine Nacht
Ein Fünkchen Kunst im Herzen angefacht,
Ein leichtgefährdet Flämmchen, kurz von Dauer,
Doch ihm sein einzig Licht in Noth und Trauer.
Hier will er's leuchten lassen vor der Welt,
Ein Belisar der Kunst, dem als beredter
Fürsprecher sich das Mitleid beigesellt.
Schon hat die heimliche Magie der Bretter,
Der weltbedeutenden, sein Herz erfaßt,
Durch seine Finger zuckt's in wilder Hast,
Die Brust arbeitet, seine Lippen beben,
Den todten Augenstern durchströmt's wie Leben,
Er spricht durch Tön', er weint, er lacht, er malt,
Er sieht, sieht mehr, als all' die Andern sehen,
Sieht eine Zauberwelt vor sich entstehen,
Aus der ihm Himmelslicht entgegen strahlt,
Und Märchen sind's aus dieser Zauberwelt,
Was er dem Volk auf seiner Geig' erzählt. —

Da plötzlich läuft ein Flistern durch die Hallen,
Der Nachbar stößt den Nachbar deutend an,
Nach e i n e m Punkte kehrt das Haupt sich Allen,
Erst leises Summen, einzeln Rufen dann,
Jetzt, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Ein lauter Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt in unermeßlich Toben.
Das ist des armen Geigers schönster Tag,
Sein Herz zerspringt ihm fast vor heft'gem Schlag.
Beinah' erliegend solchem Ueberglücke
Entwankt er, Thränen im erlosch'nen Blicke. —

Und unaufhörlich tobt der Jubel fort; —
Noch einmal tritt der Geiger auf die Scene,
Und sucht für seine Wonn' ein warmes Wort,
Und findet nichts als eine kalte Thräne.
„O könnt' ich sie, die mich beglücken, seh'n!"
So seufzt er still, und wendet sich zum Geh'n. —
Beglückter Blinder, glücklich heut, wie nie,
Daß Gott nicht jetzt das Augenlicht dir lieh!
Voll süßen Trostes gehst du nun von dannen,
Und niemand mag den frommen Wahn dir bannen,
Der neu dein blindes Aug' geblendet hat;
Weh' dir, wär' plötzlich dieser Flor zerrissen,
Und solltest du beschämt dir sagen müssen:
„Ich schlürfte mich an fremdem Nektar satt!"

Dort oben thront Sie, lässig hingelehnt,
Die Königin des Tag's, so heiß ersehnt,
So lang erwartet und erkauft so theuer,
Die selbst das Eis der Pole setzt' in Feuer,
An deren Ruhm sich Fama heiser blies.
Wo blieb' ein Kranz für And're noch zu winden,
Wo noch ein Herz für And're zu entzünden,
Seit ihr Erscheinen sich nur ahnen ließ.
So war's, da einst auf sieggewohnter Fährte,
Der Held des Westens durch die Länder zog;
Wie sank der Fürsten Hoheit da im Werthe,
Vor denen sonst sich jeder Nacken bog;
Vergessen standen sie, als kleine Zeugen,
Zu seh'n, wie Alle sich der Größe beugen.

Und uns're Größe, seht sie nun so nah! —
Eh' wir es ahnten, hofften, war sie da;
Und wie bescheiden, ach! wie ohne Prunken
Sie kam, die hohe Priesterin der Kunst,

Als wär' sie vom Olymp herabgesunken,
Und hergezaubert uns durch Göttergunst.
Wir blickten hin — und leer noch war der Ort,
Wir blicken wieder hin — und sie ist dort!
D'rum lief ein plötzlich Flistern durch die Hallen,
D'rum stieß des Nachbars Arm den Nachbar an,
D'rum kehrt' auf einen Punkt das Haupt sich Allen,
D'rum leises Summen, einzeln Rufen dann,
Bis, da die Mass' erkannt den Gegenstand,
Losbrach ein Wechselkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zusammenstimmt' in unermess'nem Toben.

Der arme Geiger dauerte mich sehr,
Die reiche Künstlerin doch fast noch mehr.
Er war getäuscht, allein er sah es nicht,
Und was er hörte, bleibt sein Trost für immer;
Doch sie, wenn einst zerstiebt der Täuschung Schimmer,
Wenn einst der Thron, auf dem sie sitzt, zerbricht,
Sie wird es seh'n — und es zu seh'n sich sträuben,
Und was sie hört, es wird ihr Stachel bleiben!
O Königin des Tag's, mißtrau' dem Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

An die moderne Muse.

Wer bist du, Weib? Mich dünkt, ich soll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wolbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du bist's! Doch nein, du bist es nicht!

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Pathin sein.
Willst über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit dein Scharfsinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickst du schmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig, schwärmend, höhnisch, wollustsatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat. —

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufst;
Du wirfst der Suada falt'gen Mantel d'rüber,
Und Alles ist und heißt, wie du es taufst.

Der Beduine muß sein Roß dir borgen,
Der Perser muß dir seine Rosen streu'n,
Der Hindu dich mit Gangesflut versorgen,
Nur deiner Heimat magst du dich nicht freu'n. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt! —
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter seinen Werth benennt. —

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du hast sie auch;
Nur schämst du dich zu geh'n an uns'rem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unserem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist,
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu sein, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodien,
Nur ein's vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz! —

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewol verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlingshohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimat Recht' und Sitten ernst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend auswarf ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht', als Botin einer schön'ren Flur,
Nie unbescheiden, immer wolgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, die da jedem Dinge
Den echten, ungeschminkten Namen lieh,
Wol wissend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzenssprache spricht, — wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt' in seiner Schöpfung Bild,
Und stets bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam zieh'n,
Und kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Sechste Lese.

Wenn's nicht augenblicklich zündet,
Nennt es d'rum nicht zürnend schlecht;
In der rechten Stimmung findet
Manches Lied erst Mancher recht.

I.

Die Stiefmutter.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
„Bald seit ihr von mir auf immer befreit!
„Dann werd' ich Euch und Eurem Töchterlein
„Auf dieser Welt nicht mehr im Wege sein!“ —

So ächzt die blasse Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz:
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wol lieber sein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meister Schreiner hinein:
„Herr Meister! wir brauchen eine Todtentruh',
„Wir brauchen sie heut noch, drum seh' er dazu.

„Und mach' er sie nur recht gut und fest,
„Und mach' er sie nur, daß kein Nagel läßt,
„Und mach' er sie nur, daß der Deckel hält
„Von dieser bis in die andere Welt.“ —

Das sprechen die Beiden so lächelnd hin;
Dem alten Meister will's kaum zu Sinn.
Er hobelt und hämmert und singt dazu,
Vor'm Abend ist fertig die Todtentruh'.

Er trägt sie der Stiefmutter hin in's Haus;
Die aber tritt weinend und schreiend heraus. —
„„Als Ihr sie bestellet, da schienet Ihr froh,
„„Und nun ich sie bringe, da weint Ihr so?

„„Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
„„Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
„„Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
„„Von dieser bis in die andere Welt."" —

Der Meister spricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten — das eig'ne Töchterlein;
Die blasse Kranke die starb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit frommem Gesicht.

Die blasse Kranke die wird gesund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners festem Schrein
Die Stiefmutter liegt bei dem Töchterlein.

Zweite Liebe.

Oft wenn ich so ein junges Herz,
Das warm für Liebe schlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe schreiten sehe,
So thut mir's unaussprechlich wehe.

„Wie kannst du“, rief ich gern ihm zu,
„Den bitt'ren Kampf erneu'n?
„Das letzte Blättchen deiner Ruh'
„Auch in die Winde streu'n?
„Noch einmal alte Qual empfinden,
„Noch einmal dir die Flügel binden?

„Die Augen schlöß' ich lieber fest,
„Und eilte, was ich kann,
„Und klömme mit des Herzens Rest
„Den höchsten Berg hinan,
„Und suchte, fern der falschen Liebe,
„Ein Haus mir über'm Weltgetriebe!

„Dort an dem Busen der Natur
„Vergäß' ich Qual und Joch,
„Und träf' ich wo der Liebe Spur,
„So stieg' ich höher noch;
„So würde sie denn doch auf Erden
„Mich zu verfolgen müde werden!“

Jüngst rieth ich einem Freunde so;
Er aber seufzte tief,
Dann führt' er mich, halb ernst, halb froh,
An's Bette wo er schlief:
Und streift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manchesmal, — die Decke nieder.

„Dein Pfühl“, begann er, „Freund, nicht wahr,
„Du suchst ihn nächtlich auf?
„Du legst vertrauend immerdar
„Die müden Schläfen drauf,
„Und magst dich gern auf seinen Kissen
„Den Träumen hingegeben wissen?! —

„Doch hat dich nie ein böser Traum
„Durchfiebert und erschreckt,
„Und dir der Stirne kalten Saum
„Mit Tropfen heiß bedeckt?
„Und fühltest du, dem Traum entronnen,
„Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

„Wenn du den bösen Polster schaust,
„Den deine Thrän' oft netzt,
„Wie kommt's, daß dir davor nicht graust,
„Daß du nicht fliehst, entsetzt?
„Daß du wie gestern so auch heute,
„Dein Haupt ihm übergibst zur Beute?

„Und träumst du manchmal noch so bang,
„Du träumst auch wieder schön,
„Und wechselnd tilgt den Schmerzensklang
„Ein schmelzend Lustgetön:
„Wie mit den bösen Träumen eben,
„Ist's mit der Lieb' in uns'rem Leben.

„Was eine Liebe dir versagt,
„Bringt oft die and're dir;
„Nur wer verschmerzt und strebt und wagt,
„Gewinnt es einst mit ihr:
„Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
„Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!" —

II.

Der Schatz von Toledo.

Innerhalb Toledo's Mauern
Stand, umweht von ernsten Schauern,
Ein Palast, seit alten Tagen
Vielberühmt in Lied und Sagen.

Die gebräunten, festen Thürme
Strebten auf in's Reich der Stürme;
Die gewalt'gen Marmorglieder
Reichten in die Erde nieder.

Schauerliche Pforten hingen
In den dicken Angelringen,
Rost'ge, riesenhafte Riegel
Lagen vor, wie eh'rne Siegel.

Doch die Riegel zu erbrechen,
Mochte niemand sich erfrechen,
Denn geheimnißvolles Grauen
Weckt' es, nur sie anzuschauen.

Auch verpflanzt von Mund zu Munde
Lief gar eine düst're Kunde:
Daß des Landes Heil und Segen
Sei an diesem Bau gelegen.

„Keiner,“ — also war die Kunde, —
„Wage, was, zu böser Stunde,
„Zauber dort versperrt mit Riegeln,
„Gottesräub'risch zu entsiegeln.

„Was es sei, woran es hange,
„Daß davor dem Volke bange,
„Weil's die Zeit verschleiert eben,
„Soll den Schleier niemand heben!“ —

Doch ein König kommt zu Throne,
Der da, stolz auf seine Krone,
Was Jahrhunderte geachtet,
Lüstern zu ergründen trachtet.

König Rodrich sieht die Thürme
Ragen in's Gebiet der Stürme;
Lächelnd ob der Sage Worten,
Sprengt er die gewalt'gen Pforten.

Kalte Moderlüfte zogen
Durch die feuchten Mauerbogen,
Daß die Mannen drob erblassen,
Nicht voran sich hetzen lassen.

Selber, weil er's will ergründen,
Muß den schauerlichen Schlünden
Mit der Fackel, mit dem Degen
König Rodrich geh'n entgegen.

Von den Wänden tropft's, wie Thränen,
Flattert Moos, wie graue Mähnen,
Auf dem Boden durcheinander
Huschen Schlangen, Salamander.

Treppen auf und Treppen nieder
Trappt er hastig hin und wieder,
Bis, gesprengt von Axt und Hammer,
Auf sich thut die letzte Kammer.

Gold und Steine zum Erblinden
Hofft er endlich hier zu finden,
Denn gar sonderbare Bilder
Zieren Wänd' und Marmorschilder.

Auf der Hämmer Fragen tönet
Hohle Antwort; splitternd dröhnet
Jetzt die Wand im Hintergrunde,
Rodrich jubelt ob dem Funde.

Doch auf schwarzer Tafel stehen
Gold'ne Lettern, klar zu sehen,
Leicht zu lesen, wol zu fassen,
Daß die Mannen drob erblassen:

„Ein Geschlecht, wie ihr, das, raubend,
„An das Heiligste nicht glaubend,
„Ruhm durch Hochmuth will erwerben,
„Wird Hispanien verderben!" —

Rodrich lacht auch dieser Worte,
Wüthend eilt er von dem Orte,
Denn er denkt mit seinem Eisen,
Daß es Lug sei, zu beweisen.

Doch am heißen Tag bei Xeres,
Unter'm Schwert des Maurenheeres,
Lernten blutend er und Alle,
Daß der Hochmuth kommt vor'm Falle.

Das neue Haus.

Meinen Fenstern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand sah noch zu den Scheiben,
Niemand ging zum Thor heraus.

Einsam ragten noch die Wände;
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmerstunde
Jählings oft hinübersah,
War es mir, als stünd' am Fenster
Eine blasse Jungfrau da.

Und wenn ich in stillen Nächten
Hinblickt' auf das öde Haus,
Leuchtet' es, wie rothe Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus. —

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein;
Waren mir nicht sehr willkommen;
Sah'n in's Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenster
Linnendecken grün und dicht,

Und sie sahen nicht, was hüben,
Und ich sah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmerstunde
Fühlt' ich einst ein süßes Grau'n,
Und ein Drängen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu schau'n.

Durch den Vorhang späht' ich leise,
Späht' und sah ein schönes Bild
An den Scheiben sinnend lehnen,
Geisterblaß und engelmild.

Mondenschimmer überstrahlte
Sanft der Leidenden Gesicht,
Und ich sandt' ihr viele Grüße,
Ob sie's merkte, wußt' ich nicht. —

Und so fühlt' ich einst ein Drängen
Spät in schwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenster hinzuschauen,
Ob die Blasse wol noch wacht.

Flackernd strahlten düst're Kerzen
Durch des Vorhang's dünnen Flor,
Zehen Sternen gleich, die röthlich
Glüh'n aus Nebeldunst hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang auf's neue Haus: —
Einen Sarg, geschmückt mit Blumen,
Trugen Jungfrau'n still heraus.

III.

Die Statue.

Vor der Burg des Königs schreitet auf und nieder ein Trabant,
Schwenkt die blanke Partisane drohend in der starken Hand,
Und, ein immerwacher Argus, schickt er seine Augen aus,
Daß sich nichts Verdächt'ges nahe dem geweihten Königshaus.

Und geführt von einem Kinde kommt ein Bettler alt und krank,
Läßt sich vor der hohen Pforte nieder auf die Marmorbank,
Thut sich gütlich an den Strahlen, die so mild durchglüht den Stein,
Denkt nicht an das Haus des Königs, denkt nur an den Sonnenschein;

An die lauen Lenzeslüfte, die so lind und labend weh'n,
An die saftig grünen Bäume, die so augerquickend steh'n; —
Wie der Argus den erschauet, streckt er seine Lanze vor,
Gleich als wollt' ein Ungeheuer lagern sich vor'm Königsthor.

„Schmutz'ger Bettler," schreit er grimmig, „willst du geh'n? Ich rath' es dir!
„Glaubst du, diese Marmorbänke steh'n für deinesgleichen hier? —
„Ritte plötzlich jetzt der König so vorbei im stolzen Trab,
„Eine schöne Statue wahrlich gäbst du an der Pfort' ihm ab!" —

„„Lass' die Statue hier nur bleiben,"" spricht gar mild ein hoher Mann,
Der, vom Argus übersehen, an die Beiden ritt heran. —
„Ha, mein König!" — „„Ja, dein König, König dieses Mannes auch,
„„Mit ihm theilend Bank und Bäume, Sonnenschein und Frühlingshauch.

„„Bleibt nur sitzen, guter Alter, solche Statuen da, wie Ihr,
„„Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Zier;
„„Gäb' es Gott, daß einst ich Jedem, der hier dürftig zugekehrt,
„„Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luft gewährt!““ —

Der fremde Hund.

An jedem Morgen scharrt' und winselt'
Ein fremder Hund vor meiner Thür;
Mich sucht' er, seinen Herrn verlassend,
Nicht wußt' ich, was ihn lockt zu mir;
Er schmiegte traut sich mir zu Füßen,
Und blickte klug mich an dabei,
Und leckte dankbar mir die Hände, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft jagt' ich ihn von meinem Tische,
Der wenig trägt für solchen Gast;
Oft schreckt' ich ihn mit barschem Rufe,
Wenn er mir naht' in froher Hast;
Oft ließ ich es ihn fühlbar merken,
Daß ich sein wahrer Herr nicht sei,
Er that, als wollt er mir's nicht glauben,
Treuloser Hund, wie bist du treu!

Oft schlug ich ihm in kalten Nächten
Das Hausthor vor der Nase zu;
Er knurrte traurig auf der Schwelle,
Dann legt' er sich im Schnee zur Ruh'.

Hat doch bei'm Bette seines Herrn
Zu Haus am Ofen weiche Streu,
Und blieb im Schnee vor meinem Thore, —
Treuloser Hund, wie bist du treu!

„Abscheulich Thier!“ so dacht' ich manchmal,
Und hatt' es in der That doch gern,
Und hatt' es täglich um so lieber,
Je ungetreuer es dem Herrn;
Und wagte — schalt es jemand drüber, —
Es zu vertheid'gen ohne Scheu,
Und rief, wenn's wedelnd mich umhüpfte:
„Treuloser Hund, wie bist du treu!“ —

Doch einmal kam der Hund nicht wieder,
Blieb heute, blieb mir morgen fern,
Und übermorgen sah ich folgsam
Ihn wandeln hinter seinem Herrn.
Er lief, als ob er's nicht mehr kennte,
An meinem Hause rasch vorbei,
Auf seinen Herrn den Blick gerichtet,
Ihm erst so treulos, jetzt so treu.

So sah ich Tag für Tag ihn immer.
Einst lockt' ich ihn mit leisem Ton;
Er schien mich nie gekannt zu haben,
Wies mir die Zähn' und lief davon.
„Du braver Hund!“ so mußt' ich sagen,
Und dennoch that mir's weh dabei:
Ich pries ihn treu, so lang er treulos,
Und schalt ihn treulos, seit er treu.

IV.

Die Feuerglocke zu Cöln.

Der Glocke an dem Münster benahm die Zeit den Ton;
Wer soll die neue gießen? Der Ruhm ist reicher Lohn!
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finst'rer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es, einst zu hören, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinspricht in das Leben, als offner Mund der Zeit,
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhard's Wiese beginnt er schnell den Guß.
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speise ein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis zum Gemerk;
Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon zum Schwung,
Schon birst die Form, o Himmel! die Glock' hat — einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Hast den Guß.
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt schon das Werk verkühlen, hebt schon den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form, o Himmel! zum zweiten Mal — ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," so ruft er, „in Gottes Namen glückt,
„Sei's in des Teufels Namen!" — Das gläub'ge Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, und schmelzt und rührt und gießt,
Bis hell in's Kleid von Erde die rothe Speise fließt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer, sprengt das Kleid, —
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit;
Kein Sprung, ja nicht ein Makel, des Feuers schönstes Kind!
Er sieht's und staunt, die Menge trägt's nach der Stadt geschwind.

Schon zieh'n es hundert Hände mit Macht empor am Strang.
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang";
Er wartet schon am Thurme, bis sich die Glock' erhebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil, sie tönt, — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er gleich sie nimmer, sie brummt ohn' Unterlaß;
Das Volk zerstiebt, sich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber, noch hängt sie mahnend dort,
Und predigt: „Gunst des Bösen ist gar ein schwacher Hort!" —
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst,
Rührt man sie nur bei'm Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

In der Kirche.

Ein frommes Lied durchschüttert
Den hochgewölbten Dom,
Durch alle Räume zittert
Des Chor's gewalt'ger Strom.

So war's vor langen Jahren,
Da stand ich, ein Knabe, hier;
Was hab' ich seither erfahren,
Was ging vorüber an mir!

Dort kannt' ich viele Mienen
In Stühlen und Bänken umher:
Jetzt such' ich umsonst nach ihnen,
Ich finde sie nicht mehr.

Nicht ein Gesicht, nicht eines
Von allen weit und breit,
Und niemand erkennet meines,
Als wär's eine neue Zeit.

Das Meßlied aber schallet
So wie es damals klang,
Und was durch die Räume hallet,
Es ist noch derselbe Gesang.

Der Mensch vergeht und verlebet,
Das Dasein wechselt und kreist;
Hoch über den Wellen schwebet
Beständig der ewige Geist.

V.

Dem Pfarrer von Stockholm.

Verewigung, du bist wol aller Worte Wort!
Uns Alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloser aber mag das Auge Jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm sprechen.
Doch Spott, du bist die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagst im Wachen, nagst geheim daran im Traume,
Vergällst die schönste Frucht mit eklem Geiferschaume.

So ging's dem Pfarrer an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie Jeder für den Ruhm will etwas thun nach Brauch,
So wollt' auch er es thun, und warum er denn nicht?
Die Welt will sprechen, ihr gilt's gleich, von wem sie spricht.
Und an dem Strande ging er sinnend auf und nieder,
Auf's Lager warf er sich bei Nacht, aufsprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und sah sein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine noch davon heraus zu spüren,
Die ihn, so Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.

Und als er lange sich versucht und lang gequält,
Und viel verworfen rasch und Vieles bang gewählt,
Da sollt' in einer Nacht, in einer sternenklaren,
Es ihm mit aller Macht sich endlich offenbaren.

Vom Schlaf gemieden lehnt' er Mitternachts am Fenster,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Gespenster,
Die Wolken ließen sich forttummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke stand der Thurm;
Und auf dem spitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein gold'ner Knopf, ein blanker Stern zu stecken.

Nun war's gefunden, nun durchblitzt' es seinen Kopf.
„Wie lange sucht' ich," rief er, „ich verschlag'ner Tropf?
„Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — Der Knopf!
„Ein gold'ner Knopf so hell, wie dieser Stern da sitzt,
„Und fernhinblitzend, so wie dieser fern da blitzt!
„Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
„Heraus! Ich will mich d'ran der Welt zum Dank erlaben!
„Einschmelzen soll's der Schmied, und schmieden, glätten, ründen,
„Als Knopf soll's meinen Ruhm vom Thurm der Nachwelt künden!"

Und leichtern Herzens trägt sein Gold er aus der Kammer,
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer;
Und was noch übrig ist, das gibt er halb dem Schmied,
Halb Wirthen für ein Fest und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz von Gedränge,
Trompeten schallen laut in lautere Gesänge;
Ein spinnenfüßiges Gerüst umklettert keck
Den Thurm, mit Menschen drauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgensonn' entrückt,
Vom Gipfel weit hinaus, und Alles jauchzt entzückt;
Der Knopf ist aufgesetzt, der Pfarrer ist beglückt.

Wer hat dem Dom dies gold'ne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die gold'ne Blum' auf diesen Stiel gepfropft?
Auf diesen Leuchter wer dies gold'ne Licht getropft?
Dem Nordlandsrecken wer den gold'nen Helm geweiht? —
„Der Pfarrer!" tönt das Lob, — „der Pfarrer!" raunt der Neid.

„Der Pfarrer!“ überall, wohin er horcht und lauscht,
Er schwelgt von seines Ruhm's Verewigung berauscht:
Die Wolken werden zieh'n, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird flieh'n, der Knopf wird oben schimmern!
Und wenn der Tod einst kommt und ihm befiehlt zu geh'n,
Gleichwie zu seinem Stern wird er zum Knopfe seh'n,
Und denken: „Ich geh' fort, — du bleibst, — und ich mit dir,
„Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir;
„Und wenn der Thurm zerfiel, wird man den Knopf bewahren,
„Daß er des Pfarrers Ruhm der Welt mög' offenbaren!“
So dünkt', ob auch verarmt, der Pfarrer nun sich reich,
Und wand durch's Leben sich dem ärmsten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahe stand,
Und dachte nicht des Neids, der stets den Ruhm noch fand. —

Und todtkrank lag er so zuletzt auf seinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und sprach: „Herr Pfarrer, ach! ich möcht' Euch's gern ersparen,
„Doch sollt Ihr nicht getäuscht aus diesem Leben fahren!
„Die Welt ist bös', Ihr habt gelebt, Ihr sterbt mit Freuden,
„Weil Ihr am Vorgeschmack des Ruhm's Euch wähnt zu weiden:
„Der Knopf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand;
„Ei seht, den Knopf am Dom misbraucht' Euch Neiderhand.
„Ein Spottgedicht auf Euch ist in dem Knopf versteckt,
„Und Spott ist Euer Lohn, wenn's einst die Welt entdeckt;
„Entdecken aber wird's die Welt, den sie ist klug,
„Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!“

Das Männlein spricht's, und geht. — Der Pfarrer fährt empor,
Vor seinen Augen sprüht der Knopf als Meteor;
In seinem Ohre klingt wie Donnerspruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in seines Herzens Wunde.
Er hält's nicht aus, er rafft sich auf, gesträubt das Haar,
Er kreischt: „Verloren ist mein Nachruhm, bleibt das wahr!“

Mit seiner letzten Kraft entwankt er schattenblaß
Dem Haus, — dort blitzt der Knopf so höhnisch, hu! so graß.
„Herab mit ihm!“ so schreit er, „nehmt mein letztes Gut,
„Mein Bett', mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
„Und schmelzt es um in Geld, und zimmert ein Gerüste,
„Herunter muß der Knopf, wenn ich verdammt sein müßte!“ —

Die Menge lacht und staunt und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken;
Schon rüttelt's an dem Knopf, schon läßt die Klammer nach,
Des Pfarrers mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach.
Jetzt, wie ein gold'ner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birst vor'm Pfarrer knapp entzwei, mit lautem Knall.

Mehr todt als lebend kriecht er hin, durchsucht den Knopf,
Der gold'ne Knopf ist leer, — und ächzend stirbt der Tropf.

Fried' und Lied.

— nec cithara carentem!
Horat.

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das ist mein Reim;
Laßt mich leben still und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf besond'ren Wegen,
Legt es mir nicht übel aus;
Jeder baut sich seinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einst versucht zu fliegen,
Doch die Kraft versagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwischen dort und zwischen hier;

Bald die Blicke sehnend werfen
In's verlor'ne Paradies,
Bald für das mein Auge schärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an sein Licht,
Nun so laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos sei der Friede,
Den sich meine Seel' erkor,
Manchmal schwinge sie im Liede
Sehnsuchtsvoll sich noch empor.

Längst hinabgesunk'ne Sonnen,
Jugendlust und Liebesglück,
Wonneschmerz und Schmerzenswonnen
Zaub're mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Bessern zur Genüge,
Und mir selbst zum Troste klingt!

Fried' und Lied ist, was hienieden
Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einst zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied.

VI.

Zwei Kaiserinnen und — eine Mutter.

(20. März 1811.)

Noch liegt im Morgenschlummer die Seine-Stadt und träumt,
Indeß die Berge östlich schon blasses Roth umsäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang vergess'ner Schall,
Es ist Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was soll im tiefen Frieden des Krieges Sturmsignal?
Sie taumeln empor, sie zählen: „Zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
„Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entschied,
„Ein Thronerb' ist geboren, das ist sein Wiegenlied!"

Ein Thronerb' ist geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegst du in deinem Schooße der Zukunft sich'res Pfand,
Das Pfand, das dir dein Kaiser erkauft mit bittrem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelste Frauenherz.

Blickt selig der Mütter ärmste auf ihren Säugling hin,
Wie seliger wol die Mutter, so eine Kaiserin!
Das Kind, das sie geboren, nicht lebt es für sie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein Kaiser sein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Kaiserreich,
Nur eine will's nicht fühlen, die sitzt so still und bleich;
Ihr stößt es hundert und einmal ein Messer durch die Brust,
Zu ihrem Gemache brauset wie Hohn des Volkes Lust.

Es ist die Frau, die der Kaiser, dem Volke zu lieb, verstieß,
Die Kaiserin ist's, die blutend er sich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone schwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edict:
„Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
„Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund und Zeit,
„Sei Pathin ihm zu heißen die Kaiserin bereit". —

Bald war der Knabe gefunden, ein Kind der blassen Noth,
Denn die es geboren, die Mutter, sie lag daneben — todt,
Die Kaiserin aber denket: „Da thu' ich ein gutes Werk,
„Nun richt' ich auf diese Waise mein gnädig Augenmerk.

„Empfinden will ich's lassen, woran es mich stündlich mahnt,
„Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
„Will drauf den Dank übertragen für meines Besitzes Glück:
„Und was ich dem Bettler thue, Gott zahl's einem König zurück!" —

Allein auch die arme, blasse, verstoßene Kaiserin
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick;
„Du warst deiner Mutter Unglück, mir wärst du gewesen ein Glück!

„Und hätt' ich dich müssen erkaufen mit meinem Tode wie sie,
„So trügest doch du dereinstens die Krone, die Gott mir lieh,
„So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
„So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Thränen hinab.

„Drum will ich's dich fühlen lassen, woran dein Geschick mich mahnt,
„Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
„Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
„Will dir, einem Bettler, schenken, was Gott einem Prinzen nahm!"

So überhäufen zur Wette, wiewol verschieden gesinnt,
Die Kaiserinnen beide mit Gnade das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der Einen, beut Gold der Anderen Hand,
Und spendet Jene die Perle, schenkt Diese den Diamant.

Der Thronerb' in seiner Wiege prangt nicht mit solchem Schmuck,
Was Zierd' erst war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck.
Freigebig ist das Entzücken, verschwenderisch ist der Schmerz,
Was Zank der Gnade gewesen, wird bitterer Hochmuthscherz.

Wie mag der Wettstreit enden, deß Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwischen als Richter, wo Kronen die Waffen sind?
Wol ist noch Einer stärker, wol Einer reicher noch,
Was Kaiserinnen auch bieten, Er überbietet sie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant,
Er streckt aus dem Abendpurpur hernieder seine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu sich über Wolken fort,
Und schenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

Die Mutter mit dem Kinde.

O seht das holde Pärchen,
So lieblich und so mild
Verschönernd eins das and're,
Der reinsten Liebe Bild;
Die Rose voll und blühend,
Die Knospe zart und lind,

Den Maitag mit dem Morgen,
Die Mutter mit dem Kind!

So war die schöne Mutter
Einst in der Jugend Mai,
Die Schönheit ist geblieben,
Die Jugend ist vorbei;
Doch einen treuen Spiegel,
Der stets an Glanz gewinnt,
Hält wonnig hier im Arme
Die Mutter mit dem Kind.

So wird nach tausend Wochen
Die schöne Tochter sein,
Der Mutter Herz verklärend
Mit Frühlingswiderschein!
Den Reiz, der von der Quelle
Kristallen weiter rinnt,
Ihr erblich Leben, spiegelt
Die Mutter mit dem Kind.

„Blüh' auf, mein Kind, in Freuden,
Der Schmerz vergesse dich;
Doch denk' an dich die Liebe
So gnädig wie an mich!
Bleib' immer Kind im Herzen,
Weil Kinder glücklich sind,
Dann fühlt sich überselig
Die Mutter mit dem Kind!" —

Und wär' das Herz des Kindes
Empfänglich schon für Fleh'n,
Es würd' in's Aug' der Mutter,
Dann gegen Himmel seh'n,

Und an den Arm sich schmiegend,
Der liebend es umspinnt,
Als leuchtend Vorbild grüßen
Die Mutter mit dem Kind.

Wo weilst du, Gatte, Vater,
Der sein dies Pärchen nennt?
Genieße froh des Himmels,
Den diese Welt schon kennt.
Umschlinge deine Schätze,
Dein Doppelangebind,
Dein Königreich, dein Alles:
Die Mutter mit dem Kind!

VII.

Le bon mariage.

„San Jago de Compostella
„Sei unser Ziel, o Braut!
„Zum Heiligen laß uns pilgern
„Dem wir in der Noth vertraut.

„Wir wollen im Glücke lösen,
„Was wir gelobt in der Pein,
„Und dann zur Ruh' uns begeben,
„Und selig durch Liebe sein!“

Sie machten sich auf die Reise;
Die Braut und der Bräutigam,
Sie wallten vom frühen Morgen,
Bis spät der Abend kam.

Sie gönnten sich keine Ruhe
In ihrem Pilgerlauf,
Sie lösten all' ihre Liebe
In feiernde Andacht auf.

Und von Poitou bis Limoges
Ging's fort im raschen Zug;
Sie aßen nicht zur Genüge,
Sie tranken nicht genug.

Da starb die junge Gattin,
Da war des Jammers viel;
Der Bräutigam zog weiter,
San Jago blieb sein Ziel.

Er wollte dem Heiligen lösen,
Was er ihm einst gelobt;
Er wollte dem Heiligen zeigen,
Wie Männerwort sich erprobt.

Er sank zu Compostella
Wol auf die Knie' und sprach:
„Ich habe gelöst mein Gelübde,
„Du, Heiliger, steh mir nicht nach.

„Ich hab' dir gelobt zu kommen,
„Daß du mir hälfest treu,
„Und daß ich Ruhe fände'
„Und selig in Liebe sei!“

Da schien das Bild zu lächeln,
Da stand der Pilger auf,
Und maß zurück nach Limoges
Den traurigen Pilgerlauf.

Dort trat er an's Grab der Gattin,
Ließ heben den Marmorstein,
Da lag sie so mild und freundlich,
Als lüde sie ihn ein.

„O Gattin, im schmalen Sarge,
„Wie," ruft er, „find' ich dich?
„Liegst selber so eng da unten,
„Hast nicht einmal Platz für mich!"

Da scheint die Todte zu lächeln,
Und regt sich wie im Traum,
Und rückt ganz sacht bei Seite,
Als machte für ihn sie Raum.

Er hat den Wink verstanden,
Er drückt die Augen zu;
An ihre Herzensseite
Sinkt er hinab zur Ruh'.

Er hat nicht umsonst dem Heil'gen
Verlobt sich in seiner Pein,
Jetzt kann er ja ruhen ewig,
Und selig in Liebe sein.

Stelldichein.

Ja, einmal muß ich dich noch sehen,
Noch einmal dir recht nahe sein,
Noch einmal Alles dir gestehen
Bei einem trauten Stelldichein.

Doch wo, ach wo? — Vielleicht im Hause,
Wo mir manch' Stündchen schwand bei dir?
Ach nein, es ward zur öden Klause,
Seit dein Geschick dich rief von mir!

Vielleicht am Berg, wo deine Wange
Gar oft geglüht im Abendroth?
Ach nein, am Berge wird mir bange,
Dich find' ich nicht, — die Welt ist todt!

Vielleicht am Quell', in dessen Welle
Du manch Vergißmeinnicht gestreut?
Ach nein, nun flieh' ich diese Stelle,
Die schmerzlich mahnt an schön're Zeit!

Vielleicht in einem jener Sterne,
Die uns so freundlich angeblickt?
Ach nein, — sie haben, seit du ferne,
Für mich die Augen zugedrückt!

Vielleicht in irgend einem Buche?
In irgend einer Melodie?
Ach nein, — die Stelle, die ich suche,
Die rechte Tonart find' ich nie!

Wohin ich horchen mag und spähen,
Es taugt mir nichts zum Stelldichein,
Und doch muß ich dich nochmal sehen,
Muß nochmal dir recht nahe sein!

So sei's auf jenseits denn verschoben,
Doch dort gewiß, nach uns'rem Sinn!
Drum blick' getrost mit mir nach oben:
Es ist so weit wol nicht mehr hin!

VIII.

Der Lachschädel.

„Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
„Will nichts mehr von euch wissen, ihr Thränen, gute Nacht!
„Habt nie mein Aug' gekühlet, gelindert nie mein Weh',
„Erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

„Und lachen will ich, lachen, — wenn Alles um mich weint,
„Und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erscheint,
„Und danken will ich's Jedem, der noch in's Grab mir lacht;
„Gut' Nacht, ihr falschen Thränen, — ich brauch euch nicht, — gut' Nacht!"

So sagt von allen Thränen einst Clepsanus sich los,
Und wirft, gebeugt von Schmerzen, sich in der Freude Schooß;
Als Minstrel mit der Zither durchzieht er Irland's Höh'n,
Wo tolle Zecher lärmen, da ist er gern geseh'n.

Er weiß so schnurrige Liedlein, daß schnell der Ernst entflieht,
Er schneidet so tolle Gesichter, daß Jeder lacht, der's sieht;
Auf jedes Gauklers Brettern ist er ein willkomm'ner Gast,
Ein Schalksblick auf die Leute, so platzt die Bude fast.

Und Liebende, die weinten, sie lachten, wenn er erschien,
Und Grollende, die zankten, vergaßen des Groll's durch ihn,
Und trat er mitten durch Fackeln in's schwarze Leichenhaus,
Als wahrer Thränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch schien seine Kurzweil nur tollgeword'ner Schmerz,
Wenn seine Lippen lachten, so war's, als weinte sein Herz. —
So grüßt' er einst mit Lachen den Tod in stiller Nacht,
Nachhallt' es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längst begraben, man sprach von ihm nicht mehr,
Die über ihn einst lachten, — still lagen sie um ihn her;
Da grub der Todtengräber das Grab, worin er schlief,
Zurecht für einen Andern, dem auch sein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorschtem Schrein,
Und lehnt ihn, emsig schaufelnd, bei Seit' an einen Stein;
Jetzt rastet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin,
Wie packt's ihn so gewaltig! Sitzt denn der Satan d'rin?

Das Grabscheit läßt er fallen, die Augen sperrt er auf,
Als lehnt' am Stein ein Wunder, so starrt er glotzend drauf;
Und lacht, die Lenden sich haltend, daß er sich biegen muß,
Und lacht schier zum Ersticken: „Das ist der Clepsanus!“

Da naht bei Posaunenschalle der düst're Leichenzug;
Sie zieh'n vorbei am Steine, sie weinten lang genug;
Kaum seh'n sie nur den Schädel, so ist's um sie gescheh'n,
Ableeren sie die Bahre, und bleiben lachend steh'n.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, er muß,
Das Echo trägt's auf die Berge: „Das ist der Clepsanus!" —
Ein tröstlich Ding sind Thränen um einen verstorb'nen Mann;
Als Clepsanus d'rauf verzichtet, that er nicht wol daran.

Liebesfrühling.

L'amour naît de rien et meurt de tout!

„Sieh! wie sie schmollen und sich härmen,
„Sieh! wie sie glücklich sind durch nichts,
„Wie sie sich necken, wie sie schwärmen,
„Den Mücken gleich im Strahl des Lichts!

„Sieh! wie sie luft'ge Schlösser bauen,
„Schon halb Ruinen im Entsteh'n;
„Wie sie der falschen Ferne trauen,
„Und was vor ihnen liegt nicht seh'n!

„Ach! wie allmächtig, wie gebrechlich,
„Bald reich, bald arm, bald Mann, bald Kind!
„Wie sie sich grollen unaussprechlich,
„Wie schnell versöhnt sie wieder sind!

„Sie sind allein einander wichtig,
„Sie denken, fühlen, seh'n nur sich;
„Und all' ihr Treiben doch so nichtig,
„Und all' ihr Thun so lächerlich!" — —

O lass' sie tändeln, lass' sie dahlen!
Du warst ja — oder wirst noch so.
Lenzlüfte sind das, Frühlingsstrahlen!
Wie's Jeden freut, lass' Jeden froh.

Ist's doch nur eine kurze Wonne,
Vielleicht zerstört durch eine Nacht;
O lass' sie spielen in der Sonne,
Dieweil noch Liebesfrühling lacht!

Wenn er einst kommt, der Ernst des Lebens
Mit seiner kalten, eh'rnen Hand,
Dann ist es ohnehin vergebens,
Und fruchtlos jeder Widerstand.

Nicht brauchst sie vorschnell du zu schrecken
Aus diesem lichten Wunderraum:
Das Leben selbst wird sie erwecken,
Und ach! dann folgt kein zweiter Traum.

IX.

Vater und Kind.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den rasselnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, gesättigt von Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch roth.

„Hab'", spricht er, „ein gut Stück Arbeit vollbracht,
„Gebrochen liegt meines Feindes Macht,
„Und mancher der Väter sucht sein Kind,
„Und manche der Mütter weinet sich blind." —

Sein Auge, das erst gedroht so wild,
Vergißt des Grolles und leuchtet mild;
Sein Wort, erst Donner, nun Flötenton,
Besorglich fragt es: „Wo ist mein Sohn?

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
„Wie lang entbehrt' ihn des Vaters Blick!" —
Der Höfling erwidert ihm nicht zu Dank:
„Dein Sohn, Herr König, ist krank, todtkrank!"

„„Todtkrank?"" Da stürzt er mit bangem Sinn
In's dumpfige Zimmer zum Lager hin;
Matt strahlet die Lamp' auf des Knaben Gesicht,
Noch matter strahlet sein Lebenslicht:

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück!
„Mit welchem Land kauf' ich dich zurück?
„Nein, Tod, das forderst du nicht, nein, nein!
„So ungerecht kann der Tod nicht sein!"

Da liegt der König vor seinem Kind,
Er selbst ein Kind, das in Thränen zerrinnt,
Und klagt, was er tausend Eltern gethan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

Der Händedruck.

Einst hatt' ich manche Hand zu drücken,
In der ein Puls der Freundschaft schlug,
Die fremdes Leiden und Entzücken
In meine magisch übertrug.

Da war's noch jener Druck voll Leben,
Der, wie man glaubt, zur Seele dringt,
Und uns, zur Stunde recht gegeben,
Um ein Jahrzehend näher bringt;

Noch jener Druck, der Blick' und Worte,
Der Brief und Eidschwur uns erspart,
Und bis zur stillen Grabespforte
Das Herz dem Herzen treu bewahrt.

Nun drück' ich auch wol manche Hände,
Doch ist es jener Druck nicht mehr,
Als ob ich keine Hand mehr fände,
Die so recht treu zu drücken wär'.

Will ich die eine herzlich fassen,
So spür' ich einen Ring daran,
Der fast mich warnt, die Hand zu lassen,
Die ganz nicht mein mehr heißen kann.

Und lang' ich nach der andern lieber,
Fühlt sie so kalt und rauh sich an,
Wie eine Marmorhand, worüber
Die Zeit ihr Staubgewebe spann.

Und an der dritten fühl' ich Schwielen,
Die vierte riecht nach Sterblichkeit,
Und diese scheint im Druck zu spielen,
Und jene nimmt sich nicht die Zeit.

Ach, daß ich eine wiederfände,
Mit jenes Druckes warmer Spur!
Doch was verklag' ich and're Hände?
Am Ende liegt's an meiner nur!

X.

Thürmer und Todtengräber.

Der Thürmer in seinem Stübchen
Der saß in finsterer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog sich hinaus zum Fenster,
Und sah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Todtengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

„Traun!“ — meinte der Thürmer droben,
„Der hat wol ein schaurig Amt:
„Zu wohnen unter Todten,
„Im Leben zum Tode verdammt;

„Von Leichen umduftet zu schlafen,
„Auf morschen Gräbern zu steh'n,
„Und unter Kreuzen zu wandeln,
„Und über Knochen zu geh'n;

„Bei knisternden Brettern der Särge
„Zu kochen das karge Mahl;
„Bei jedem Schritt erinnert:
„Hier ruhst auch du einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geschreckter Mann!
„Doch müßt' ich da unten wohnen,
„Wol käm' ein Grausen mich an." —

Der Todtengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht in's Auge
Von Thürmers Fensterlein.

„Traun!" — meint der Todtengräber,
„Der hat wol ein schaurig Amt;
„Zu wohnen allein in den Lüften,
„Zur Einsamkeit verdammt;

„Von Stürmen umbraust zu werden,
„Von Raben umkrächzt zu sein,
„Aus öder Stube zu starren
„In's öde Dunkel hinein;

„Und immer die Glocke zu rühren,
„Wenn Einer starb im Thal,
„Bei jedem Schlag erinnert:
„So läutet's auch dir einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geschreckter Mann,
„Doch müßt' ich da droben wohnen,
„Wol käm' ein Grausen mich an."

Zeigerlied.

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn die Stunden sind von Blei;
Freude fliegt wie Flaum vorüber,
Nur der Schmerz will nicht vorbei.
Doch wenn einmal, mich zu heilen,
Lust mir wieder lächeln will,
Dann, verzichtend auf dein Eilen,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn nicht länger trag' ich's mehr;
Zahl- und geistreich ist der Zirkel,
Doch mich dünkt er flach und leer.
Aber wenn in Freundesrunde
Wort und Wein mich laben will,
Dann, vergessend Zeit und Stunde,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Unmuth nistet hier,
Sitzt wie eine Todteneule
In der Einsamkeit bei mir.

Doch wenn oft mein einsam Denken
Sanfte Wehmuth theilen will,
Dann, recht lang sie mir zu schenken,
Lieber Zeiger, stehe still! —

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Weg ist gar so lang;
Dort erst unter Liebchens Fenster
Ist das Ziel für meinen Gang.
Doch wenn dort durch helle Scheiben
Gruß und Blick mir winken will,
Dann, verlernend dieses Treiben,
Lieber Zeiger, stehe still!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Lauf, so lang dir's noch beliebt;
Stunden kommen, Stunden gehen,
Eine nimmt, die and're gibt.
Doch wenn einst dem müden Gaste
Keine Lust mehr munden will,
Dann, mein lieber Zeiger, raste,
Ach — und steh' auf immer still!

XI.

Das Christusbild.

Ein hag'rer Mann, ein blasses Weib,
Ein Kind mit siechem Schattenleib,
Und eine Stube, dumpf und feucht,
Wo sich bei Tag die Nacht verkreucht;

Und kahl die Wand, kein Schrank, kein Stuhl,
Und statt des Pfühl's ein ekler Pfuhl, —
Verlangt's euch, solch ein Bild zu seh'n,
Ihr habt zur Zeit nicht weit zu geh'n.

Ein armer Weber ist der Mann,
Der doch manch ärm'ren nennen kann:
Er hofft, er glaubt, er liebt ja noch,
Und trägt in Demuth Gottes Joch.

Die Glocke tönt, wie fliegt die Zeit.
„Muth," ruft er, „Weib, und sei bereit!
„Der Wuchrer kommt, — und wenn er kommt,
„Wohlan, so nehm' er, was ihm frommt!

„So pfänd' er Boden, Luft und Licht, —
„Die Seel' uns pfänden kann er nicht:
„Du bleibst noch mein, ich bleibe dein,
„Und unser Kind mag Gottes sein!

„Und schleppt' er in den Thurm uns fort, —
„Weib, ist der Herr mit uns nicht dort?
„Und schlüg' er, wenn er's dürft', uns todt, —
„Wär's nicht Erlösung von der Noth?

„Vor keines Wuchrers Grimm erbebt,
„Wer weiß, daß noch sein Heiland lebt! —
„Die Glocke schlägt, es fliegt die Zeit,
„Horch, horch, sie kommen, — sei bereit!" —

Da tritt in's düst're Kämmerlein
Der Wuchrer mit dem Büttel ein. —
„Räumt auf!" — Der Büttel schickt sich an,
Wie man den Hunger pfänden kann.

„„Nichts!““ — „Nichts?“ — Des Wuch'rers Katzenblick
Glotzt nochmal in die Nacht zurück. —
„Ha, Maulwurf,“ — ruft er plötzlich wild, —
„Dort an der Wand das alte Bild?!“ —

„Herr,“ fällt der Weber angstvoll ein,
„Ein Christusbild ist's, schlicht und klein,
„Seht, werthlos ganz, für Euch ein Tand,
„Doch uns vom Ahn ein theu'res Pfand.

„Großvaters Blick hing sterbend dran,
„Mein Vater rief's in Nöthen an,
„Aus meiner Wiege blickt' ich drauf,
„Ob meinem Eh'bett hängt' ich's auf.

„Und wenn uns oft recht hart geschah,
„So warfen wir uns nieder da,
„Und beteten zu ihm voll Schmerz,
„Und leichter ward uns um das Herz.

„Ja, Herr, wir dachten gar nicht dran,
„Daß man's von da wegheben kann:
„Wie eingewachsen in den Stein,
„Schien's unbeweglich uns zu sein!“ —

„Ihr Thoren“ — höhnt der Wuchrer laut, —
„Ich weiß es flott zu machen! Schaut!“
Und seine Hände krallenhaft
Haut er in's Bild mit wilder Kraft.

Da klammern an den harten Mann
Die frommen Drei sich bittend an;
Er stößt sie weg, er zerrt mit Macht,
Der Nagel wankt, der Rahmen kracht.

Ein Schlag dem Bild noch in's Gesicht, —
Zerbrochen ist's, — verschwunden nicht:
Denn siehe! klarer, als es war,
Stellt's wieder auf dem Stein sich dar.

Doch ist's kein Bild von Malerhand,
Was schmerzvoll lächelt aus der Wand,
Es lebt, es spricht mit stummem Mund,
Es neigt das Haupt, von Dornen wund;

Es läßt sein Aug', so ernst und hehr,
Hinfallen auf den Wuchrer schwer,
Und kehrt es mild mit langem Blick
Dann auf die frommen Drei zurück.

Es scheint zu rufen: „Zaget nicht,
„Wenn Spott mein Bild auch frech zerbricht:
„Wer gläubig mich darinnen sah,
„Dem ist sein Heiland selber nah!" — —

Der Wuchrer wankt entsetzt davon,
Und sühnt durch Wohlthat seinen Hohn;
Den Frommen aber ward es klar:
„Daß Christi Bild ihr — Heiland war!"

Mein Heiland sieht herab auf mich!

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein schlicht und einfach Christusbild;
Des Mittlers Antlitz ist so heilig,
Sein Blick so schmerzvoll und so mild.

Oft wenn ich Nachts, wo Alle schliefen,
Der Letzte, leis' in's Zimmer schlich,
Dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer schlaflos rang,
Wenn alles Weh' in mir erwachte,
Das ich bei Tag mit Müh' bezwang,
Da hob die thränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich,
Und rief, erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und oft in bangen Zweifelstunden,
Wo sich die Seele selbst verliert,
Wo sich Verdienst und Schuld vermischen,
Wo Wahnwitz sich mit Lorbeern ziert,
Da, wenn ich hinsank, abgemattet,
Erbittert auf die Welt und mich,
Ein Blick nach oben, — und ich fühlte:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich stöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Hammerschlag,
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der so viel mehr noch litt als ich,
Und spürte Trost in dem Gedanken:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Und lag mir krank der Meinen eines,
Und wußt' ich in Gefahr mein Kind,

Und bangte mir um ferne Freunde,
Sah ich zum Bild empor geschwind.
Ich faßt' es nicht in schöne Worte,
Nach keiner Formel betet' ich,
Und doch schien mir das Bild zu sagen:
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

Drum soll zu Häupten meines Bettes
Das Bild mir bleiben für und für,
Zum Trost für mich und euch, ihr Lieben,
Pocht einst der Tod an meine Thür.
Und wenn ich stumm und starr dann liege,
So sprecht zum Segen über mich:
„Du liegst im Tod auch nicht verlassen,
„Dein Heiland sieht herab auf dich!"

XII.

Die beiden Ahasvere.

Tolle Zecher stürmen lärmend in die düst're Schenk' hinein,
Werfen sich auf Tisch' und Bänke, schrei'n nach Würfeln und nach Wein,
Einen hag'ren alten Juden, in absonderlicher Tracht,
Haben sie zum Zechgelage sich als Tischnarr'n mitgebracht.

„Setz' dich, Gauner," schallt es spöttelnd, „da ist Imbiß, da ist Trank,
Aber daß du uns die Zeche zahlst mit einem guten Schwank!
Seht ihn nur 'mal an, den Schächer, — wahrlich hol' uns der und der,
Ist er, wie er ist, am Ende nicht der echte Ahasver?"

Und ein brüllend Hohngelächter folgt dem plumpen Witze nach,
Und ein schwerer Seufzer ächzet wie ein Windstoß durch's Gemach. —
„Weh geschrie'n," so ruft der Jude, „weh geschrie'n, ich bin erkannt!
„Habt Erbarmen mit mir Armen, ja — ich bin's, den ihr genannt!"

Unwillkürlich schauernd springen alle Zecher rasch empor,
Scheu den Spuk mit Augen messend, den ihr Spöttermund beschwor;
Und der Jud', unheimlich grinsend, duckt sich demuthsvoll und spricht:
„Fürchtet euch, gewalt'ge Herren, vor dem schwachen Juden nicht!

„Bin ich selber doch geschlagen! Zwei Jahrtausende schon fast
„Wall' und wandr' ich auf und nieder, und noch hab' ich keine Rast;
„Ja, der Ahasver, der alte, könnt' erzählen viel, ihr Herr'n,
„Große Dinge, grause Dinge; — Jugend aber hört's nicht gern!" —

„Sprich, erzähl' erzähle!" lärmt es, — und der Jude lächelt kalt:
„Neues soll' ich euch erzählen, und für mich ist Alles alt.
„Schlimme Zeiten aller Orten, schlimm're Zeiten vor der Thür,
„Aller Orten Noth und Jammer, Uebergriff und Ungebühr.

„Ist die Welt doch grau geworden und ist immer noch ein Kind,
„Taub noch wie vor tausend Jahren, wie vor tausend Jahren blind;
„Hat das Messer in den Händen, aber scheut sich vor dem Schnitt,
„Hat den Schlüssel zu den Ketten, aber schleppt sie knechtisch mit.

„Wollt ihr warten, bis sich's bessert? Seht an mir, was warten frommt!
„Ahasvere seid ihr Alle; wartet bis der Heiland kommt!
„Löst ihr euren Fluch nicht selber, Niemand löset euren Fluch,
„Und in lächerlicher Demuth webt ihr euer Leichentuch.

„Menschenalter sah ich kommen, Menschenalter sah ich geh'n,
„Alle hofften auf die Zukunft, Keiner hat sie je geseh'n;
„Wer wie ich gelebt mit Allen, aber nicht mit ihnen starb,
„Weiß, was jede Zeit verloren, weil sie selbst sich's nicht erwarb.

„Warten, warten?! — Ich muß warten, vor mir liegt die Ewigkeit,
„Doch vor euch, ihr unglücksel'gen Glücklichen, liegt nur die Zeit,
„Und die Zeit ist täglich euer, wenn ihr sie zur euren macht;
„Wer sich scheut den Tag zu wecken, darf nicht klagen, daß es Nacht.

„Tausenden auf meiner Wanderung hab' ich es gepredigt laut,
„Doch sie haben immer wieder auf den alten Wahn gebaut;
„So ward euer Fluch — der meine, eure Qual — Qual für mein Herz,
„Und der Menschheit Leid — mein Leiden, und der Schmerz der Welt — mein Schmerz!

„Ewig so herum zu wandeln durch das ew'ge Einerlei,
„Ewig so ihn anzuhören eurer Ohnmacht eitlen Schrei,
„Ewig dort zu seh'n euch betteln, wo kein Ohr, kein Aug' für euch,
„Lächerlich fast möcht' ich's nennen, wär's so trostlos nicht zugleich!" —

Und der Jude knickt zusammen, ächzend wie ein morscher Baum,
Und die ernstgewordnen Zecher sitzen stumm und athmen kaum;
Sieh, da regt sich's tief im Winkel, sieh, da hebt sich's lang empor,
Und ein grauer Schatten schreitet schweigsam feierlich hervor.

Um die hag'ren Lenden fließet ihm ein faltiger Talar,
Erdenfahl sind seine Wangen, silberweiß sind Bart und Haar,
Hoch die Stirn und tief die Augen, überwölbt von dichten Brau'n,
Und sein Leib, obwohl verwittert, dennoch kräftig, fast zum Grau'n.

Stieg er plötzlich aus dem Boden, war er ungesehen nah?
Niemand weiß es, Alle schaudern, furchtbar drohend steht er da,
Und in seinen Augenhöhlen, erst noch sternlos, flammt's wie Brand,
Und dem Juden auf die Schulter legt er seine Knochenhand.

„Geh, du Lügner," spricht er zürnend, „geh, armsel'ger Gaukler, geh;
„Prahle nicht mit einem Fluche, dessen Wucht nur ich versteh'!

„Weltschmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
„Willst der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift.

„Daß sie wegstößt ihren Heiland, wie einst ich ihn stieß von mir,
„Daß sein Wort sie überhöret, wenn er warnend spricht zu ihr,
„Daß sie von sich selbst erwartet, was nur er ihr geben kann,
„Daß sein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur ist ihr Fluch und Bann.

„Geh, betrogener Betrüger, geh, du Krüppel deiner Zeit,
„Daß der Herr dich nicht im Zorne mahn' an seine Ewigkeit!
„Darin eben liegt das Unheil und der Welt unsel'ger Bruch,
„Daß sie so, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgsten Fluch!“ —

Also spricht er, schlägt den Mantel um die Schulter, wendet sich.
Durch die düst're Stube schallen seine Tritte schauerlich:
Und die tollen Zecher trinken ihre Krüge nimmer leer,
Höhnend aus der Schenke stoßen sie den falschen Ahasver.

Ansichten.

„Freund, da hilft kein Widerstreben,“
Also schallt es rings mir zu,
„Willst du mit der Zeit nicht leben,
„Glaub', umsonst nur lebtest du.

„Sieh die Jüngern, rasch gewonnen
„Haben sie's im kühnen Schwung,
„Und die Aeltern, klug besonnen,
„Thun, so gut sie's können, jung.

„Soll man dich nicht fallen lassen,
„Stimme deine Saiten um;
„Wie man's liebt, so mußt du's fassen,
„Besser vorlaut sein als stumm.

„Reiß dich los von all' dem Plunder,
„Der so alt ist wie die Welt;
„Jeder Tag bringt neue Wunder,
„Und das Neue nur gefällt.

„Keck in's Leben mußt du tauchen,
„Greifen in das Rad der Zeit,
„Fleisch und Blut ist's, was wir brauchen,
„Poesie der Wirklichkeit!" —

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haschet jeden flücht'gen Funken,
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was sie hat nur kann sie schenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt ist, wie die Welt.

Und so laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Devis' in Kunst und Leben:
„Wirklichkeit der Poesie!“

Inhalt.

Seite

Dritte Lese.

Seite

Vierte Lese.

Fünfte Lese.

Sechste Lese.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.

